Müller & Gräff.
Stuttgart

Misc. o. 210

Wilhelm von St. André.
1860

Schlagschatten.

Von

Ludwig Kalisch.

Mainz,
Verlag von Johann Wirth.

1847.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Seite

Allerlei.

An der Bahre eines Höflings 3
Der deutsche Magen und die deutsche Freiheit . . . 10
An die Eitelkeit 15
Festrede, gehalten bei der hundertjährigen Feier der Erfindung der Prügelmaschine 18
Leben, Thaten und Untergang des deutschen Junkers Balsar Nix 25
Schwermüthiger Brief der Sonne an den Mond . . 33
Offenes Sendschreiben der Erde an die Sonne . . 41
An dem Grabe eines seltenen Menschen 47
Die schlechten Dichter, eine Apologie 49
Rede eines Vielgewanderten 54
Ein alter, gewiegter Journalist an einen jungen, ungewiegten 61
Goldene Regeln eines deutschen Edelmanns für seinen Sohn 69
Der Teufel an seine Großmutter 82
Beim Glase 89
Aus den Papieren eines Leihbibliotheks-Gehülfen . . 96
Liebe und Liebhabereien 106

Seite

Postillone und Wanderburschen 111
Langeweile 122
Eine Fabel 129
Brief eines japanischen Kosmopoliten an seine Geliebte . 133
Ueber Deutschland (Fragmente aus Briefen) 140
Der Prediger 159
Christian und Laura, oder eine: höchst wunderbare und traurige Geschichte ohne Ende 181
Die große Revolution 197
Zerstreute Gedanken 211

In ungebundener Rede.

Ganz natürlich 235
An die Gänse 238
Kriegesthaten 241
Tolle Geschichten 243
Es hilft doch nichts 246
Originelle Gedanken 248
Einst wird kommen der Tag 250
Wohl zu beachten 252
Ungeheuerer Kampf 253
Der deutsche Gelehrte 256
An die Hypergenialen 259
An die Berliner 261
An die Obskuren 265
Aus dem Schlaraffenlande 269

Allerlei.

An der Bahre eines Höflings.

So lange wir leben, schreibt man uns unsere Sünden mit doppelter Kreide an; ja man macht nicht nur unsere Schwächen, sondern auch unsere Tugenden zu Lastern. Sind wir klug, nennt man uns verschmitzt; sind wir ehrlich, nennt man uns dumm; sind wir tapfer, nennt man uns hochmüthig, und sind wir fest, nennt man uns hart. An dem Golde unserer guten Eigenschaften bemerkt man während unseres Lebens nur die Schlacke; sobald uns aber der Tod die Augen zudrückt, drücken auch die Menschen gegen unsere Gebrechen die Augen zu, und die Hand der Verleumdung, die unsern Namen früher besudelt, schwingt jetzt das Weihrauchfaß, um uns in guten Geruch zu bringen. Es gibt kein lebender Biedermann auf Erden, dem man nicht etwas Spitzbübisches nachsagte und es ist noch kein Spitzbube in's Jenseits gewandelt, ohne daß man ihm irgend eine biedere That nachgerühmt

hätte. So vergißt man unsere Schattenseiten, wenn wir die Reise in's Schattenreich antreten, so wird gewöhnlich die Todespforte zu unserer Ehrenpforte. Wir wollen aber dem Verblichenen hier keine Lobrede halten; wir wollen ihm nur das nachsagen, was er im Leben nie gesagt — die Wahrheit nämlich.

Da liegt er, er, der einst ein Höfling war. Unter seinen vielen Tugenden zeichnete ihn auch die aus, daß er das, was er war, auch ganz war. Jeder Zoll an ihm war ein Höfling. Beginnen mir mit seinen körperlichen Eigenschaften! Giftige Verleumder haben ihm nachgesagt, daß kein gutes Haar an ihm gewesen; allein es ist Thatsache, daß er sich jedes neue Quartal eine neue kostbare Perrücke von Paris kommen ließ. Was seine Stirne betrifft, so war sie gewölbt und eisern; sie war also feuerfest und konnte daher nicht so leicht roth werden. Er konnte mit dem rechten Auge lachen und zugleich mit dem linken Thränen vergießen. Sein Gehör war im Allgemeinen fein ausgebildet und er konnte die verschiedensten Stimmen, nämlich die Stimme der Vernunft und die seines fürstlichen Gebieters, im stärksten Hoflärm genau unterscheiden; daß er aber die Stimme seines Gewissens nicht hörte, daran war nicht sein Gehör, sondern das Gewissen selbst Schuld, das wie die Hofsängerin nach

und nach die Stimme total verloren. Seine Nase war sehr hervorragend und scharf, was man von seinem Geist nicht sagen konnte. Seine Zunge war wirklich bewundernswürdig. Wie die Biene konnte sie stechen und Honig geben. Den Honig genossen der Fürst und die hohen Herrschaften, den Stachel aber seine Collegen. Ein Höfling kann überhaupt viel eher drei unter sich, als zwei über sich, und eher zwei über sich, als einen neben sich dulden, weil ihn die Hoffnung, Höherstehende zu erreichen, bei weitem nicht so sehr belebt, als ihn die Furcht peinigt, von Gleichstehenden überflügelt zu werden. Indessen hat er, als ächter Höfling, nie gestochen, ohne zugleich etwas Honig von sich zu geben. Dies sei ihm hier an seiner Bahre nachgesagt. Seine Schultern waren breit und er konnte daher auf beiden tragen; auch war er dadurch leichter im Stande, den Mantel nach dem Wind zu hängen. Seine Brust war hoch und breit; er konnte also dem Glück nachjagen, ohne den Athem zu verlieren und brauchte aus Mangel an Raum keinen Orden auszuschlagen. Was seine Extremitäten betrifft, so waren seine Hände fast noch feiner gebildet, als er selbst.

Die Menschen sind im Allgemeinen mit zwei Dingen sehr freigebig, sie sind nämlich immer bereit, einem Manne in der Noth entweder die Hand oder einen Rath zu geben. Der Un-

glückliche findet daher gewöhnlich nur leere Hände, wo nicht geballte Fäuste. Was nun in dieser Beziehung von den Menschen im Allgemeinen gilt, das gilt von den Höflingen im Besondern. Die Hand eines Höflings greift sehr oft in die Taschen Anderer, findet aber nie den Weg in die eigene, um die goldenen Versprechungen in goldene Erfüllungen zu verwandeln. Die weißen feingeformten Hände des Verblichenen steckten in eben so feinen Glaçeehandschuhen und es muß für seine Bedienten ein wahres Vergnügen gewesen sein, von ihnen geohrfeigt zu werden. Seine Füße waren klein und schmal wie das Ländchen seines fürstlichen Herrn. Diese kleinen Füßchen berührten den Boden nur mit den Zehen; denn je leiser ein Hofmann aufzutreten weiß, desto sicherer geht er. Wer aber auf dem glatten parketirten Boden eines Palastes zu breit auftritt, kann leicht das Gleichgewicht verlieren und das Genick brechen. Das waren die körperlichen Eigenschaften des Verblichenen. Sprechen wir jetzt von seinem Charakter!

Der Verblichene wußte recht gut, daß Männer von Grundsätzen überall anstoßen und oft sogar gezwungen werden, wider ihre Grundsätze zu handeln. Er hatte also nur einen einzigen Grundsatz, nämlich: keinen zu befolgen und diesem Grundsatze blieb der Verblichene auch stets treu. Einen Menschen nur kannte er auf Erden,

den er aufrichtig liebte und dieser Mensch war er selbst. Sich unnöthig der Gefahr aussetzen, hielt er für ein großes Laster, Selbsterhaltung aber für die höchste Tugend. Für die gröbsten Gedanken fand er die feinsten Worte und kam nur in Verlegenheit, wenn es sein Vortheil erheischte. Thränen vergoß er nur in drei Fällen. Entweder wenn er an geschälten Zwiebeln roch, oder wenn ihm ein großes Unglück, oder endlich wenn einem seiner Collegen ein großes Glück widerfuhr. Die Gnade Gottes war ihm bei weitem nicht so viel werth als die des Herrn von Gottes Gnaden; darum verleugnete er auch Jenen, wenn dieser es wollte. Fürsten gewöhnen sich viel leichter, die nackte Armuth bei ihrem Volke, als die nackte Wahrheit in ihren Palästen zu sehen; das wußte der Verblichene recht gut und deßhalb hat er mit fast noch größerer Freude angenehme Lügen erfunden als unangenehme Wahrheiten verschwiegen. Er konnte sich in sehr vielen fremden Sprachen geläufig ausdrücken; von der Sprache des Herzens aber, die er nur in frühester Jugend gekannt, hatte er später sogar die Anfangsgründe vergessen. Er war viel eher dazu geneigt, sich selber vor seinem Fürsten zu erniedrigen, als Andere vor demselben zu erhöhen, und da er hoffähig war, so war er fast zu allem fähig. Das Leben faßte er von der heitersten Seite

und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als das Vergnügen. Von guten Speisen war er ein eben so entschiedener Freund wie von guten Weinen, und die Verdauung fand bei ihm allein mehr Beschäftigung, als bei zehn Unterthanen seines gnädigen Herrn. Da sein Gewissen viel weiter war, als sein Herz, so konnte er recht bequem dieses in jenes stecken, ohne beiden wehe zu thun. Ueberhaupt hatte er die Ansicht, daß das Gewissen und der Magen nur dann gut sind, wenn man ihnen viel zumuthen darf und dennoch nie zu fürchten braucht. So stark sein Magen war, so schwach war sein Glaube; indessen war sein Verhältniß zu dem lieben Gott durchaus kein unfreundliches. Jeden Sonntag ging er sogar in die Kirche; aber nicht, um mit dem Volk Gott anzubeten, sondern vom Volk als ein Gott sich anbeten zu lassen; denn er wußte recht gut, daß die Scheinheiligen sich sehr schnell einen heiligen Schein erwerben und daß der Geruch der Frömmigkeit hohe Beamten am populärsten macht. — In der letzten Zeit seines Lebens empfand er, daß sein Kopf sehr schwach war, was in seiner frühern Lebensperiode nur Andere empfanden. Seine Brust ward immer mehr beengt und er theilte endlich das Loos mit vielen Völkern; er konnte nämlich nicht mehr frei athmen. Als er auf ewig das Auge geschlossen, ward er sezirt und jetzt erst war es möglich

sein Inneres zu durchschauen. Die Aerzte prüften nun Herz und Nieren und es ergab sich, daß er zwar ersteres auf der linken Seite, aber nicht auf dem rechten Flecke hatte. Die Stunde seines Todes war die aufrichtigste seines Lebens. Auf dem Kirchhofe wird er wahrscheinlich seinen Platz noch länger behaupten, als am fürstlichen, ohne wie dort dadurch Anderen sehr wehe zu thun.

Der deutsche Magen
und
die deutsche Freiheit.

Jedes Volk hat seine besondere Eigenthümlichkeit. Der Spanier hat seinen Stolz, der Franzose seinen Ehrgeiz, der Engländer seine Liebe zur Freiheit, der Italiener seinen blauen Himmel und der Deutsche seinen Magen. So wie aber der deutsche Geist darin groß ist, daß er alle Wissenschaften aller Nationen aufnimmt und sich eigen macht, so zeigt sich der Magen der Deutschen darin groß, daß er alle Speisen aller Nationen aufnimmt. Der deutsche Magen ist ein Kosmopolit. Die spanische Olla, der russische Caviar, die italienische Maccaroni finden in seinem weiten Reiche gastfreundliche Aufnahme, und daß er mit Beefsteaks und Puddings, mit Vol au vents, Ragouts und andern Delikatessen jenseits des Canals und des

Rheins in herzlichem Einverständniß lebt, ist eine gar zu bekannte Sache. Der deutsche Magen und die deutschen Zeitungen nehmen alles auf; sie können beide die verdaulichsten und unverdaulichsten Artikel vertragen.

Dem deutschen Magen war früher jede Heuchelei fremd. Er machte kein Hehl daraus, daß er das Essen um des Essens willen liebte; auch machte es ihm gar keine Gewissensskrupel, daß man um seinetwillen so viel unschuldige Lämmer und Hämmel zur Schlachtbank führte, und daß so viel Blut von frommen Ochsen und Kühen vergossen wurde. Der deutsche Magen hielt sich für das absolute Sein. Er kannte weder Zeit noch Raum. Wie die Kunst, war auch er sich selbst Zweck genug. Da fällt es plötzlich dem deutschen Magen ein, durch scheinheilige Gründe seine Unersättlichkeit zu beschönigen. Er erfindet die Vereine, damit er einen Zweck für die Zweckessen habe und macht so die Humanität zu seiner Köchin. So hat gewiß der deutsche Magen die Vereine gegen die Thierquälerei in's Dasein gerufen. Jeden Monat versammeln sich die Mitglieder und nachdem der Präsident über die abscheuliche Grausamkeit gesprochen, mit welcher noch in einigen barbarischen Gegenden Europas die harmlosen Flöhe verfolgt werden, setzt sich der Verein zu Tisch und der Magen in Thätigkeit. Die Kunstvereine haben

auch ihre monatlichen Zweckessen; nicht minder die Krankenvereine, die Sterbevereine, die Apothekervereine und die vielen andern Vereine, die sämmtlich im Dienste des vielbedürftigen, unersättlichen deutschen Magens stehen. Zwölf deutsche Vereinsmitglieder sind nichts anders als ein Dutzend zweibeiniger Mägen mit unbefriedigten Gefühlen.

Der Triumph des deutschen Magens ist aber die Erfindung der liberalen Fest-Essen. Seit einige Deutsche so frei sind, etwas mehr Freiheit zu fordern; seit einige kühne Zungen sich an harthörige Ohren wagen, lesen wir beständig von großen und kleinen liberalen Zweckessen. Wenn in der badischen Kammer ein muthiger Abgeordneter die Sache des Volkes verficht, wird ihm zu Ehren in Itzehoe gegessen, und wenn in Breslau ein liberaler Professor abgesetzt wird, setzen sich ihm zu Ehren in Burtehude hundert Philister zu Tisch. Auf einen liberalen Mund kommen in Deutschland wenigstens tausend Freßmäuler und wenn es ein braver Mann mit der Regierung verdirbt, verderben sich ihm zu Ehren zweitausend Deutsche den Magen.

Ich glaube, Pythagoras war es, welcher der Wahrheit hundert Ochsen geopfert; der Deutsche setzt die Freiheit über die Wahrheit und opfert ihr ganze Viehheerden. Der Zeitungsstyl nennt solche Festessen Demonstrationen;

in der That ist auch nichts so geeignet, den deutschen Regierungen eine klare Uebersicht von den Fortschritten des deutschen Liberalismus zu gewähren, als die Register der Schlacht- und Mahlsteuer. Bis jetzt hat der deutsche Liberalismus den Metzgern und Beckern noch am meisten genützt.

Es ist nicht zu leugnen, daß Heroen gern essen, und der Appetit der trojanischen Helden hat durch Homer's ewige Gesänge sogar die Unsterblichkeit erlangt. Die homerischen Helden haben aber immer erst nach dem Kampfe gegessen; erst wenn ihre Schwerter und Lanzen müde waren, haben sie Messer und Gabel ergriffen. Nüchtern gingen sie zum Kampfe und erst nachdem sie alle Taschen voll Lorbern hatten, erfreuten sie sich des leckern Mahls. Die meisten unserer deutschen Liberalen aber wetzen lieber den Schnabel, als den Sabel. Sie meinen, sie wären schon frei, wenn sie nur ihrem Appetit keine Schranken setzten, und wenn sie das Sauerkraut im Leib haben, meinen sie gleich, sie hätten den Teufel im Leibe.

Wenn nun in Deutschland jetzt schon so viel gegessen wird, jetzt, da unsere freisinnigen Männer entweder ihre Stimme verlieren, oder ihren Sitz in irgend einem Kerker aufschlagen müssen: was wird erst erfolgen, wenn Deutschland wirklich frei wird? Wahrlich, kein Ochs wird dann mehr seines Lebens sicher sein und kein Schaf wird sich

mehr an's Tageslicht wagen, aus Furcht, sein Kopf könnte der deutschen Freiheit zum Opfer fallen.

Aber so weit wird es in Deutschland nicht kommen. Die deutschen Viehställe sind jetzt die Thermometer, an denen man die Temperatur der freisinnigen Ideen in Deutschland wahrnimmt. Wird das Rindvieh rar, so können die Regierungen gleich wissen, daß die freisinnigen Tendenzen mehr Raum gewinnen und demnach die geeigneten Maßregeln ergreifen. Die deutschen Regierungen behaupten, daß der deutsche Liberalismus ein Krebsschaden sei. Das ist nicht wahr; läugnen läßt es sich aber nicht, daß der deutsche Liberalismus sehr stark um sich frißt.

An die Eitelkeit.

Hohe Göttin, die du die Herzen der Menschen lenkest und beherrschest; Allgewaltige, die du die Opfer gekrönter Häupter empfahest und selbst von dem Bettler angebetet wirst, dessen Haupt kein Obdach findet; Großmächtige, der sich schlechte Poeten und alte Sängerinnen ergeben; Allumfassende, die du die Huldigungen des schönen Geschlechts empfängst; Schutzpatronin der Modejournale, der parfümirten Salons und der Soirées musicales; große Schwester des Hochmuths und Erfinderin der Schminke; Hochhinstrebende, der die Welt einst die Schönpflästerchen, die Allongenperrücken und die Reifröcke zu verdanken hatte; hohe Erzeugerin der unzähligen deutschen Orden und Titel: vor dir lieg' ich jetzt voll bitterster Reue im Staube. Ich habe dich verletzt und bin mit Recht gestraft worden von denen, so dir huldigen und die Gewalt in Händen

haben. Jetzt erst sehe ich ein, daß du die gewaltigste Herrscherin bist; denn du bist es, die selbst die gewaltigsten Herrscher beherrschet. An deinem Altare gelob' ich jetzt in tiefster Zerknirschung, dir immerdar zu huldigen. Ich werde von nun an die Galle meines Tadels in süßen Zucker der Anerkennung verwandeln. Ich werde von kleinen Komödianten mit Ehrfurcht und von großen Tyrannen mit Begeisterung sprechen. Ich werde die deutschen Schlafmützen preisen, weil sie die Schwächen der deutschen Köpfe bedecken. Jedes Land des lieben deutschen Vaterlandes will ich in ein gelobtes verwandeln, wo die Milch deutscher Zufriedenheit und der Honig deutscher Seligkeit fließt. Ich will nichts tadeln als den Tadel und selbst das heißeste Lob soll mir noch nicht heiß genug sein. Ich will den Zucker verzuckern und die süßeste Süßigkeit versüßen. Ich will Confekt reden und Manna sprechen. Ich will Hymnen anstimmen und Psalmen singen. Ich will Smollis mit der Censur trinken und dem geheimen Justizverfahren die zierlichsten Verse widmen. Ich will die ewige Finsterniß im rosigen Lichte betrachten und über die Blößen der deutschen Politik den Mantel christlicher Liebe hängen. Ich will mich so benehmen, daß ich selbst im Kurfürstenthum Hessen mit gutem Gewissen leben kann. Ich will alles thun, was man von einem deutschen Unterthan

begehrt. Ich will meine Wildheit ablegen und wie ein zahmer Bär nach jeder Pfeife tanzen. Ich will aufhören ein Deutscher zu sein. Ich will alles thun, was ein Sterblicher thun kann: — ich will ein Teutscher werden.

Festrede.

Gehalten

bei der hundertjährigen Feier

der

Erfindung der Prügelmaschine.

Meine Herren! Der Gegenstand, dem ich hier einige Worte widmen will, berührt uns Deutsche so sehr, daß ich dreist Ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen darf. Ich will mich indessen kurz fassen.

„Ho meh dareis anthropos uh pedeuetai“ sagt ein gebildeter Grieche, was in unserer herrlichen Sprache ungefähr heißt: Prügel sind aller Weisheit Anfang. Meine Herren, die Erfahrung lehrt uns, daß man durch Prügel die wildesten Bestien nicht allein vollkommen zähmt, sondern daß man dieselben sogar auf eine Stufe fast menschlicher Cultur bringen kann. Durch Prügel lernt ein

russischer Bär deutsche Walzer tanzen; durch Prügel lernt jeder Esel die schwersten Lasten tragen und durch Prügel wird selbst der Löwe so weit gebracht, daß er vor seinem Wärter im Staube kriecht. Nachdem ich von diesen Bestien gesprochen, komm' ich endlich auf den Hund. Meine Herren, es ist hier nicht unsere Sache, den langen Streit der Naturforscher zu entscheiden, ob sämmtliche Hunderaçen ursprünglich von einem ersten Hundepaar abstammen und in der Folge in Mops=, Doggen=, Dachs=, Pudel= und andere Geschlechter ausgeartet, oder ob diese verschiedenen Hundegeschlechter bereits am Schöpfungsfreitag vorhanden gewesen. Unsere Absicht ist es hier nur, zu beweisen, wie sehr sämmtliche Hunderaçen durch Prügel cultivirt werden. Früher hat es schon Bewunderung erregt, wenn irgend ein Hund seinem Herrn die Pfeife nachgetragen, oder ein Schnupftuch apportirt, oder ihm die Pantoffel unter dem Sopha herbeigeholt. Jetzt, meine Herren, haben wir vollkommene Hundetheater und der Freund der dramatischen Kunst sieht hier zu seiner nicht geringen Genugthuung, mit wie viel Wahrheit ein Pudel die Rolle des ersten Liebhabers durchführt, mit wie viel Energie ein Bullenbeißer einen Tyrannen agirt und mit wie viel Präcision ein Windhund einen Junker darstellt. Ja, ich selbst habe zu meinem nicht geringen Erstaunen auf Hofbühnen von

einem Königshündchen die schwierige Partie eines Tartüffe gesehen; während ein Mops ihm zur Seite die Rolle des ersten Ministers in solcher Vollendung gab, daß man sagen mußte, er habe Alles geleistet, was nur immer ein Hund zu leisten vermag. —

Wenn man nun, meine Herrn, durch Prügel unvernünftigen Thieren sogar menschliche Kunstvollkommenheit beibringt; wenn durch Prügel Bestien zu Menschen werden: so ist es ganz natürlich, daß in gleichem Grade die Menschen durch Prügel vervollkommt, daß sie, wo nicht zu Göttern, doch wenigstens zu Halbgöttern geprügelt werden können. Da nun der Deutsche unter allen Völkern am meisten der Vervollkommnung fähig, so war man auch in Deutschland am meisten von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Prügel überzeugt. Allein Prügeln und Prügeln ist zweierlei. Man wußte lange nicht, welches Mediums man sich beim Prügeln bedienen sollte. Manche riethen zur Peitsche, theils weil sie das Erkennungszeichen des deutschen Adels sei, theils weil sie selbst Ochsen und Pferde zum Fortschritt bewegt. Manche riethen zur Knute, weil diese einen wohlthätigen Reiz auf die Haut ausübt und dieselbe vor bösen Ausschlägen bewahrt. Andere, und zwar die meisten, riethen zum Stock, weil dieser erstens für die ehrliche deutsche Haut am besten geeignet und weil zweitens das schöne

Wörtchen „Stock" in unserer Sprache den höchsten Grad eines Zustandes bezeichnet. Namentlich waren die Anhänger der Homöopathie für den Stock; denn sie behaupteten, daß man den Stocktauben, Stockblinden und Stockdummen vermittelst des Stockes Gehör, Gesicht und Verstand verschaffen könnte. Einige Naturforscher stellten folgende geistreiche Ansicht auf: So wie der Kabeljau erst durch die geschickte Zubereitung zum Stockfisch werde und als solcher in der ganzen Welt als höchst genießbar geschätzt wird, eben so müsse man jeden ächten Sohn Germania's erst in einen Stockdeutschen, d. h. in einen durch den Stock gezogenen Deutschen verwandeln, wenn er ein gangbarer Artikel werden soll. Solchen Ansichten war nicht mehr zu widersprechen und man war von dem Nutzen des einzuführenden Erziehungsmittels so sehr überzeugt, daß man nicht bald genug damit beginnen zu können glaubte.

Aber meine Herren, in Deutschland eilt nichts als die galoppirende Schwindsucht. Aus Furcht sich zu übereilen, geht ein ächter Deutscher langsam voran und ehe das Gute bei uns Eingang findet, muß es erst tausend Schlagbäume von Erörterungen, Einwürfen und Bedenken passiren. Man stritt nämlich wiederum eine lange Zeit, auf welchen Theil des deutschen Körpers der Stock am

wohlthätigsten anzuwenden sei. Nun sprachen sich einige Gelehrte für die Fußsohlen aus, weil diese dadurch eine außerordentliche Härte erlangen und somit sehr geeignet werden, die dornenvolle Bahn des Lebens zu durchwandeln; allein man ließ bald diese Ansicht fallen, aus Furcht vor den Schustern, die dadurch um ihr Brod gekommen sein würden. Die zweite Ansicht, den Stock auf den Hirnkasten zu appliciren, wußte sich schon durch den einzigen Umstand keine Geltung zu verschaffen, daß der Stock dadurch seine Wirkung ganz verfehle, indem er aus den vernageltesten Köpfen offene machen und so den Regierungen nur Schwierigkeiten bereiten würde. Nach langen Besprechungen und vielem Disputiren, kam man endlich zur allgemeinen Ueberzeugung, daß derjenige Körpertheil, ohne welchen selbst die unbestrittenste Legitimität keinen Thron gehörig ausfüllen kann, sich am besten als Tummelplatz für die Wirksamkeit des Stockes erweise, besonders da der Deutsche unter allen Völkern der Erde bekanntlich das meiste Sitzfleisch habe. Nun erhob sich aber wieder ein neuer Kampf der Ansichten, nämlich, welcher Holzart man den Vorzug geben sollte. Nachdem Einige für die Birke, Viele für das spanische Rohr und Andere für andere Holzarten gestimmt, erhob sich plötzlich eine, von wahrhaftiger Vaterlandsliebe beseelte Stimme für die Eiche. Das war ein glücklicher Gedanke!

Denn nicht allein, daß die Eiche ein deutscher Baum und das Sinnbild deutscher Kraft ist, so bietet auch noch ihre Rinde den besten Gerbstoff und eine deutsche Haut wird gewiß ganz unverwüstlich, wenn sie durch Eichenknoten gegerbt wird. Das Minimum der Prügel=Zahl setzte man auf sechsunddreißig und so stieg man immer, indem man diese Zahl mit zwei, drei und vier multiplizirte; damit der Deutsche, wenn er geprügelt wird, sich an die deutschen Bundesstaaten erinnere, die in ihrer Einheit sämmtlich an seiner Erziehung und Fortbildung Theil nähmen.

So, meine Herren, wurden die Deutschen viele Dezennien hindurch an dem deutschen Eichenstocke herangezogen und es zeigte sich hier zum erstenmale, wie herrlich es gelinge, wenn der Deutsche nicht immer als nebelnder Theoretiker verfährt, sondern wenn er auch Manches a posteriori behandelt. Allein das Consumo der Eichen war endlich so stark, daß es bald in den heiligen deutschen Eichenwäldern viel lichter zu werden anfing, als in den Köpfen der größten deutschen Gelehrten und die Zahl der mit dem Stocke zu behandelnden Hintertheile die der Eichenknoten bei weitem übertraf. Da verbreitete sich tiefe Trauer über ganz Germania. Aber nil mortalibus arduum est! d. h., in Deutschland ist alles möglich. Es ward hell in der Seele eines deutschen Genius und er

erfand eine Maschine, eine sinnreiche, herrlich-konstruirte Prügelmaschine, durch welche die Detailprügel ganz abkamen, da die deutschen Häute jetzt sehr bequem en gros losgeschlagen werden konnten. Man bedurfte keiner deutschen Flegel mehr, um deutsche Früchte zu dreschen, und bald wurde die deutsche Prügelmaschine eine Staatsmaschine. Sie übertraf auch die kühnsten Erwartungen und der große deutsche Erfinder darf den andern großen Erfindern kühn an die Seite gestellt werden. Namentlich hat sich die Prügelmaschine, durch welche man hundert Individuen zugleich befriedigen kann, höchst wohlthätig in Bezug auf den Kriegerstand erwiesen. Denn wenn der Soldat schon geschlagen wird, bevor er in die Schlacht geht, so steht ihm in derselben nichts mehr Schlimmeres bevor und er braucht also nichts mehr zu fürchten. — —

Hundert Jahre sind nun seit jener großen Erfindung verflossen, die sich so trefflich zum Heil der Deutschen bewährt hat und das dankbare Vaterland feiert nur seinen eigenen Ruhm, indem es den unverwelklichen Ruhm Desjenigen feiert, dessen Geist es bewirkte, daß die deutsche Nation stets schlagfertig da steht.

Es lebe der Erfinder der Prügelmaschine!

Leben, Thaten und Untergang

des

deutschen Junkers Balthasar Nix.

Der edle Ritter, Balthasar Nix, dessen bedeutendes Dasein hier nicht ohne einen leisen Anflug von Begeisterung geschildert werden soll, erblickte das Licht dieser trostlosen Welt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Da er im Augenblick seines Geborenwerdens über alle Maßen schrie, so war man gleich überzeugt, daß er dereinst nicht schweigend durch's Leben gehen würde. Kaum hatte Balthasar das erste Jahr und die Amme seine Windeln zurückgelegt, als er auf seinen eigenen Füßen stand, was man als ein höchst glückliches Zeichen früher Selbstständigkeit mit Freuden wahrnahm. Seine glorreiche Lauf-

bahn erstreckte sich damals von einer Wand bis zur andern; und obgleich er zu jener Zeit oft auf den Kopf gefallen, so beschädigte er sich dennoch nie, und die Umgebung ward dadurch zur schönen Hoffnung berechtigt, daß er, als ächter deutscher Ritter, zwar an Vielem Anstoß nehmen, sich aber niemals umsonst den Kopf zerbrechen würde. Kurz darauf erhielt er ein Steckenpferd; doch können wir dies hier als minder wichtig wohl füglich übergehen.

Noch nicht sechs Jahre alt, zeigte der Ritter bereits gegen Lesen und Schreiben eine höchst bewundernswürdige Abneigung; nicht minder legte er in diesem zarten Alter schon eine ungewöhnliche Vorliebe für Austern und Champagner an den Tag, ein Umstand, der einst die merkwürdigste Katastrophe in seinem Leben bilden sollte. (Daß er auch gutes Wildpret und starke Rheinweine nicht verschmähete, ist hier besonders zu erwähnen sehr überflüßig.) Aber in noch anderen ritterlichen Uebungen zeigte der edle Junker bald sein angeborenes Talent. Er hetzte jede Woche ein Pferd zu Tode; er ging und ritt auf die Jagd; er schoß nach der Scheibe und verpuffte so viel Pulver, als wenn er es selbst erfunden hätte. Große Hunde und Ebenbürtige liebte er eben so sehr, als er Bauern und Bürger haßte und eine wahrhaft erstaunenswerthe Gewandheit

zeigte er in Handhabung der Reitpeitsche, der er schon des Knalleffekts wegen, als wahrhafter Junker, sehr zugethan war. Als er sich im achtzehnten Jahre befand, in jenem Alter, wo die Blüthe der Flegelei zur üppigen Blume der Impertinenz sich entfaltet, ging er, nach zurückgelegten Vorstudien im Fechten und Parforcejagen, auf die Universität Göttingen, welche wegen ihrer Würste und Professoren einen Weltruhm genießt. (Er fand leider an jenen mehr Geschmack als an diesen.)

Die ersten Tage seines Aufenthalts waren für ihn sehr unangenehm. Sein Mangel an Wißbegierde und der Ueberfluß an Wissenschaften, ließen ihn nämlich im Zweifel, welchem Studium er sich zuwenden sollte; endlich aber ward er sich seiner Geburt bewußt und widmete sich dem Studium des Faustrechts. Bald schloß er sich verwandten Herzen an und fehlte nie, wo es galt, einem Professor die Scheiben einzuschmeißen, oder einen nächtlichen Randal vor dem Hause eines Philisters zu machen. Der edle Junker war so unermüdlich in seiner Thätigkeit, daß er oft noch wachte, wenn andere Christenkinder schon aus dem Bette stiegen. Auf der Mensur war er fast täglich und wäre sein Geist so scharf gewesen wie seine Klinge, er wäre gewiß eher in die Wissenschaften und die deutsche Philosophie, als

in die Nasen und Backenknochen deutscher Musensöhne eingedrungen. Sein Rapier war aber stets geschliffen, während er, ein ächter deutscher Junker, stets das Gegentheil war.

Viele behaupten, die Tugend sei das höchste Gut. Das höchste Gut des edlen Geschlechts der Nixe war aber durchaus nicht die Tugend, sondern im Gegentheil wenige Morgen kahlen Landes auf einem Bergkegel, in dessen Mitte auch das Schloß der Nixischen Ahnen stand. Nur eins hat dieses Gut mit der Tugend gemein; eben so wenig wie diese, war nämlich jenes im Stande, ein behagliches Auskommen zu sichern und wenn man den Junker einen Springinsfeld nannte, so war darunter durchaus nicht zu verstehen, daß er mit seinem Gelde große Sprünge machen konnte. Es ging ihm in vieler Beziehung wie dem Mond; erstens war er wie dieser nicht im Stande, aus eigenen Mitteln zu leuchten, zweitens trank er so viel, daß er sich beständig um die Erde und mit der Erde drehte und drittens war sein Wandel eben so wenig, wie der des Mondes, ganz ohne Flecken.

Daher kam es denn, daß der edle Junker viel Gläubiger und höchst merkwürdige Autographen von fast

sämmtlichen Gastwirthen, Schustern und Schneidern der Stadt hatte. Diese Gläubiger mahnten ihn zwar weit heftiger, als sein Gewissen; doch wenn er gegen dieses harthörig war, so war er gegen jene stocktaub.

Das Triennium war vorüber. Voll Schulden machte der edle Junker sein Examen und blieb in beiden stecken. So ausgerüstet, verließ der edle Junker seine Hochschule, auf welcher er nichts Wichtiges gelernt und nichts Unwichtiges vergessen hatte und da gerade das Vaterland sich des Friedens erfreute, wandte er sich dem Militärstande zu. Ehe der bleiche Mond sich dreimal erneut hatte, war der edle Junker ein stattlicher Kavallerie-Lieutenant, und da man als solcher nicht viel Kopf, sondern das Gegentheil gebraucht, so konnte Niemand den edlen Junker aus dem Sattel heben, ja, er saß so fest zu Pferde, daß man ihn mit dem Thiere zusammen gewachsen glaubte, und nicht bestimmt wußte, ob das Pferd sich in einen edlen Ritter, oder der edle Ritter sich in ein Pferd endigte.

Das Gesetz des Landes verbot jede Art von Zweikampf auf's strengste; daher kam es, daß fast täglich Duelle stattfanden. Es geht überhaupt mit den menschlichen Gesetzen, wie mit den großen Landstraßen; man

kommt gewöhnlich schneller zum Ziele, wenn man beide umgeht. Nachdem der edle Junker aus zwölf Ehrensachen sich mit viel Ruhm und wenig Narben gezogen, war er darauf bedacht, der Welt edle Nachkommen von sich zu liefern. Er hatte mehrere Jahre mit einer bürgerlichen Dame gelebt. Da aber die Folgen einer wilden Ehe nur natürliche Kinder sind, so entschloß er sich zu einer zahmen.

Eine reiche adelige Wittwe hatte auf den edlen Ritter ihr einziges Auge geworfen und der edle Ritter reichte ihr die Hand am Altare, da er hoffen durfte, daß sie nur ein Auge zuzudrücken brauchte, um im strengsten Sinne für ihn ganz blind eingenommen zu sein. Kaum zwei Jahre hatte der edle Ritter nöthig, um alles bewegliche Gut seiner Ehehälfte, bis auf ihre Zunge, todt zu schlagen.

Kurz nach diesem Zeitraum ging sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung. Er brachte nämlich diejenige unter die Erde, welche ihm auf der Erde nichts mehr zu bieten hatte. Ihre letzten Worte waren — die schönsten für ihn. Als er sie in die Gruft senkte, ließ ihm sein schwacher Glaube den Trost zurück, daß es kein Wiedersehen giebt. Eine Thräne ließ er auf ihr Grab fallen, eine

aufrichtige, heiße Thräne verborgener — Freude. Schon wollte er in der süßen Hoffnung, zum zweitenmale Wittwer zu werden, einer bejahrten reichen Jungfrau die Hand bieten, als sich ein Umstand ereignete, der seinen schätzbaren Tugenden auf einmal ein Ende machte. Er ging nämlich im unerschütterlichen Vertrauen auf sein vielumfassendes Talent mit einigen edlen Kameraden eine Wette ein, binnen einer Stunde dreihundert Austern und fünf Flaschen Champagner in das dunkle Reich seines Magens zu schicken. Die Austern waren bereits im Meer der Vergessenheit und schon setzte der edle Junker das letzte Glas der letzten Flasche an den Mund, als man plötzlich etwas an ihm wahrnahm, was noch niemals an ihm wahrgenommen worden. Er zeigte sich nämlich aufrichtig gerührt. Was dem Schmerz gekränkter Unschuld, was der Qual verletzter Ehre und der bittern Pein getäuschter Hoffnung niemals gelang, das brachte ein Schlagfluß in einem Nu fertig.

Die Kameraden überzeugten sich bald, daß der Freund das Leben verloren und sie also die Wette gewonnen hatten. Der edle Ritter war von jeher gewohnt, alles leicht aufzugeben, was für ihn keinen Werth hatte und so machte er es auch mit seinem Geist.

Die Freunde begruben ihn mit allen ihm gebührenden Ehren und löſten viel Salven an ſeinem Grabe, um zu zeigen, daß er noch mehr als einen Schuß Pulver werth war. Außer vielen unquittirten Rechnungen und einer Uniform ließ der edle Junker nichts zurück, als das Andenken an ſeine Virtuoſität im Trinken und im Führen des Rappiers. Seine edlen Freunde ließen ihm einen Grabſtein mit folgendem Epitaphium ſetzen:

Hemm' nicht die Thränen deines Blick's,
O Wand'rer! weine bitter;
Denn unter dieſem Stein liegt Nix,
Liegt, ach, ein deutſcher Ritter!

Schwermüthiger Brief
der
Sonne an den Mond.

Von dem Licht kommt das Gefunkel,
Und der Dünkel kommt vom Dunkel;
Laß das Licht, o Menschheit funkeln,
Dann wird Dünkel nicht mehr dunkeln.

Anonymus.

Mein lieber Mond!

Der Ueberbringer dieser Zeilen, ein angehender Komet mit viel versprechenden Anlagen, sei dir herzlich empfohlen. Er hat sich bereits in verschiedenen Thierkreisen bewegt und weiß sich zu benehmen. Daß ich Dir, mein theuerer Mond, schon so lange nicht geschrieben, liegt in meiner Stimmung, die eine höchst verdrüßliche ist. Ich lebe zwar in sehr glänzenden Verhältnissen und bin so zu sagen der Mittelpunkt, um welchen sich manche

vornehme Welt bewegt; allein das ist noch lange nicht genug zur Zufriedenheit. Im Gegentheil! die Zudringlichkeit dieser Körper macht mich höchst unglücklich; besonders gilt dies von der Erde, deren Trabant du bist. Diese Erde, die sich täglich mit so viel Wohlgefallen um sich selbst dreht, wie viel Kummer hat sie mir schon gemacht! Du weißt, daß ich den Menschen von jeher gewogen war; aber wie undankbar, wie gemein benehmen sie sich gegen mich! Sie achten an mir wie an ihren Mitgeschöpfen nur den Schein und mißbrauchen mein leuchtendes Angesicht zu nichtsnutzigen Dingen. Sie haben jetzt ein Instrument erfunden, Daguerreotyp genannt, und ich bin verdammt der Nachwelt Köpfe zu bewahren, welche nicht werth sind, daß ich sie bescheine. Du weißt ferner, wie angelegen ich mir's stets sein ließ, den Menschen da unten ihr täglich Brod zu bescheeren, wie sehr ich jeden Keim liebevoll aus der Erde lockte und gedeihen ließ, damit sich die Erdensöhne satt essen können. Aber es scheint, daß ihnen meine Güte nicht sehr angenehm. Sie haben da unten eine Klasse von Menschen, die in der irdischen Sprache W u ch e r e r genannt werden. Diese Wucherer machen ein verdrüßliches Gesicht, wenn sie das meinige heiter sehen. Sie scharren die goldene Frucht zusammen, die durch meinen Gnadenblick gereift und spekuliren auf

den Hunger der Menschheit. Welch' niederträchtiges Geschlecht! Das unvernünftige Thier sammelt doch nur den Vorrath, um seine nöthigsten Bedürfnisse zu befriedigen; das Wuderergeschlecht aber vermünzt den Schweiß des Landmanns und macht die Quelle des Elends zur Quelle seines Reichthums. Und solche Schufte wandeln ungehängt auf dieser Erde herum und sehen mit Verachtung auf diejenigen herab, deren Wohlfahrt sie verschlingen. So geht's überhaupt auf dieser Erde. Das Laster ist dort gewöhnlich die Leiter des Reichthums, und hoch steht nur der, welcher sich auf die Schultern des Andern stellt. — —

— Sie verehren auf dieser Erde eine Göttin, welche sie die Gerechtigkeit nennen. Diese Gerechtigkeit ist blind und hält eine Wage in der Hand. Wenn sie nicht blind wäre, hätte sie gewiß schon lange diese Wage fortgeschleudert, deren Zunge so sehr selten die Wahrheit spricht und in deren Schaale das Gold spezifisch schwerer ist als die Tugend. Sie erweisen mir die Ehre, mich immer in Gesellschaft ihrer Gerechtigkeit zu nennen; aber diese Sonne der Gerechtigkeit ist nur eine Nebensonne, eine bloße Lufterscheinung, und die irdischen Gerichtshöfe sind wie die Höfe des Mondes und der Sonne nur feuchter Nebel. Die albernen Menschen glauben gewöhnlich, die Gerechtigkeit sei nur da, um dem Unrecht zu steuern;

allein die Gerechtigkeit verhält sich zum Unrecht wie der Arzt zum Patienten. Es gibt nämlich nicht so viele Aerzte der Patienten wegen, sondern umgekehrt. Woher sollten denn die Aerzte leben, wenn sich die Menschen nicht von ihnen behandeln ließen? Ein guter Arzt macht erst krank, bevor er heilt, und die irdische Gerechtigkeit schafft erst das Unrecht, um es dann abzuschaffen.

Wo man viele Götter verehrt, kennt man die wahre Gottheit nicht, und wo man viele Rechte findet, wird man das wahre Recht vergebens suchen. Sie haben auf der Erde ein Staatsrecht und ein Kirchenrecht; sie haben aber auch sogenannte Menschenrechte. Diese Menschenrechte werden vom Staatsrecht und Kirchenrecht so innig an's Herz gedrückt, daß ihnen der Athem ausgeht. Damit sie nicht vergessen, daß sie Rechte besitzen, führen sie Bücher darüber. Eines dieser Bücher wird Corpus juris genannt, das ist ein schwerfälliger Körper, der fest gebunden werden muß, wenn er zusammenhalten soll. Dieser Körper hat schon manchem Geiste viele Beschwerden verursacht.

Du weißt, mein theuerer Mond, daß es einst eine Zeit gab, wo man mich, die Spenderin des Lichtes, angebetet. Damals kannten die Menschen die Aufklärung nicht. Jetzt, da sich die Menschen der Aufklärung rühmen,

scheinen sie keinen Gefallen an meiner Klarheit zu finden. Als Du Anno 1842 durch Deinen Schatten mein Licht der Erde entzogen, liefen sie voll Freude herbei, um das schöne Schauspiel zu betrachten. In Wien, wo damals eine totale Finsterniß herrschte, wurde mir sogar vom ganzen Publikum applaudirt. Sie waren mit meiner Gastrolle höchst zufrieden. Da ich aber die Rolle der Finsterniß nicht wieder übernehmen wollte, wurde ich nicht engagirt. Ein sonderbares Volk, diese Menschen! Die Erdfinsterniß nennen sie Sonnenfinsterniß! Weil sie mein Licht nicht sehen, glauben sie, ich hätte den Glanz verloren. So machen sie es mit ihren großen Geistern ebenfalls. Was sie nicht verstehen, nennen sie dunkel. Mein Anblick ist ihnen unerträglich, nicht etwa, weil mein Glanz zu stark, sondern weil ihr Auge zu schwach ist.

Licht ist Leben. Als die Gottheit das Universum in's Dasein rief, war ihr erstes Wort: Es werde Licht! Das Urwesen schafft nichts ohne Klarheit, und wo sich Gott und das Leben offenbart, da ist es hell, sonnenhell. Nun gibt es aber unter ihnen ein besonderes Geschlecht, dem mein klares, helles und warmes Wesen durchaus nicht behagt. Dies Geschlecht schlägt die Binde um das Auge der Menschen und führt sie dann unaufhörlich im beschränktesten Kreis herum. Wie das arme

Pferd in der Mühle, drehen sich dann diese arme Menschen rastlos um denselben Fleck, und wenn der Abend gekommen, stehen sie noch immer da, wo sie am frühen Morgen gestanden. Da sich aber mein hellstrahlendes Licht nicht fortleugnen läßt, lehrt dies Geschlecht, ich sei ein bloßes Blendwerk und verderbe die Augen und der Weg zum wahren Lichte führe nur durch die Finsterniß.

Mein theuerer Mond! Es hat auf der Erde unten eine Zeit gegeben, wo man glaubte, die Erde stünde still und ich drehete mich jahraus jahrein um sie herum. Als damals ein Mann behauptete, ich, die Sonne, das hellste Gestirn, sei der Mittelpunkt des Firmaments und alle Welten strebten nach meiner Nähe, um sich zu erleuchten und zu erwärmen: legten sie ihn auf die Folter; denn die Bewegung und das Streben nach dem Lichte taugte nicht in ihren Kram. Damals, theuerer Mond, hielten die Menschen gar manches für eine Erleuchtung, was doch nichts war, als ein nichtsnutziger Irrwisch, der auf dem Grabe der Vernunft herum hüpfte. Am Tage schwindet jeder Glanz vor meinem Glanze; in dunkler Nacht aber glänzt auch das faule Holz. —

Wenn ich nun über diese und noch andere irdische Zustände nachdenke, werd' ich recht verdrüßlich und ich würde der Erde schon längst mein Licht versagt haben,

wenn nicht auch einige darauf wandelten, die sich gerne des Lichts erfreuen. Soviel aber ist gewiß, theuerer Mond, wenn ich denen da unten einst zu nahe komme, sie würden mich wegen meiner liberalen Ideen gewiß confisciren. Du, lieber Mond, hast nichts zu fürchten. Du bist in Deutschland namentlich eine sehr angenehme Erscheinung. Dein sentimentales Licht, das nur leuchtet, um die Nacht zu zeigen, aber nicht zu verscheuchen, füllt verliebte Herzen mit sanftem Troste. Du bist der Schutzpatron der deutschen Lyrik. Du unterrichtest die deutschen Jünglinge in den Anfangsgründen der Liebe und der Prosodie, und deine blonden Strahlen haben Reime ausgebrütet, welche an Zahl fast den deutschen Censurgesetzen gleichkommen. Zwar bist auch Du in neuester Zeit etwas vernachläßigt worden, und die politische Poesie hat Dich sogar in die Acht erklärt, aber fürchte nichts, guter Mond! Du spielst noch immer die Hauptrolle im Kalender, und wenn Du voll bist, bewahrst du manchen schwachen Geist, der sich in ähnlichem Zustande befindet, vor vielem Kopfzerbrechen.

Ich würde Dir noch einige Bemerkungen schreiben; allein ich will dem Ueberbringer doch nicht zu viel anvertrauen. Sein etwas unregelmäßiger Wandel könnte ihn der Erde zu nahe bringen, und dann würde er, wenn

man den Brief bei ihm entdeckt, gefänglich eingezogen werden, oder er käme gar unter polizeiliche Aufsicht, was einem angehenden Stern die künftige Laufbahn ganz zerstören kann.

Ich erwarte, mein theurer Mond, deine lieben Zeilen und küsse Dich mit den feurigsten Küssen.

Deine unwandelbare Sonne.

Offenes Sendschreiben

der

Erde an die Sonne.

Durchlauchtige Sonne!

Aus deinem Briefe an meinen Trabanten, den Mond, hab' ich deinen Unwillen gegen mich wahrgenommen, und ich muß gestehen, es hat mich gewundert, bei dir, die du die Weltbeleuchtungsanstalt bist, so wenig Klarheit der Ansichten zu finden. Du machst mir einen Vorwurf daraus, daß ich mich täglich um mich selbst drehe. Aber geschieht dies nicht, um dein durchlauchtiges Antlitz zu sehen? Es geht mir in dieser Beziehung, wie so vielen Sterblichen, die sich sogar in einer Stunde vierundzwanzigmal um sich selbst drehen, damit sie nur einen Strahl irgend einer irdischen Durch-

laucht erhaschen. Glaube mir, majestätische Sonne, daß ich dies Ummichselbstdrehen, das jetzt schon so viele Jahrtausende währt, längst müde bin und ich wollte recht ernstlich, daß der Urschöpfer in gerechter Anerkennung meiner Dienste mich endlich pensionirte und in Ruhestand versetzte. Du hast gut reden. Du empfängst täglich die Besuche der Welten und bewegst dich nicht von der Stelle; aber ich habe nicht einmal einen Sonntag für mich. Der Schöpfer selbst hat am siebenten Tage von den großen Strapatzen ausgeruht; ich darf leider niemals ruhen. Du solltest also mehr Nachsicht haben. Auch solltest du wissen, daß ich älter bin, als du. Ich will mich indessen der Anciennetät nicht rühmen. Im Grunde sind wir Welten, ob wir leuchten oder erleuchtet werden, doch nur Parvenü's; denn wir sind ja sämmtlich aus Nichts entstanden. Darum also keine Süffisance! Käme es aber bei uns auf wahres Verdienst an, so würde ich vielleicht den Sieg davon tragen. Ich gebe dem Menschen alles, was er begehrt; dafür tritt er mich mit Füßen. Ich bin sogar verdammt für das liebe Vieh zu sorgen. Ich muß unaufhörlich produciren, damit die unvernünftigen Bestien nicht über Hunger klagen. Jeder Esel hat ein Recht auf mich; ich bin leider die Universal-Speisewirthschaft und muß Gäste bedienen, die während ihres langen

Lebens keine andere Empfindung kennen, als den Hunger und die Verdauung.

Was du indessen von den Sterblichen sagst, ist wahr und richtig. Es ist ein undankbares, nichtsnutziges Geschlecht, das jede Güte mißbraucht und jeden Mißbrauch erfindet. Sie behaupten, sich von den anderen lebenden Geschöpfen durch Vernunft auszuzeichnen; sie benutzen aber diese Vernunft nur, um systematisch unvernünftig zu sein und so wie sie viele vierfüßige Thiere abrichten, auf zwei Beinen zu tanzen, so richten sie sich gegenseitig ab, auf allen Vieren zu kriechen. Die Unnatur ist ihnen zur zweiten Natur geworden und keine Kunst ist bei ihnen so ausgebildet, als die Verstellung. Sie reden viel von Freiheit und dennoch gibt es bei ihnen nur Tyrannen und Sklaven. Sie sprechen auch viel von Aufklärung; aber sie geberden sich dabei wie die Mücken. Sie nähern sich dem Lichte, nicht um sich daran zu erleuchten, sondern sich daran zu verbrennen. Auch von der Gottheit schwatzen sie viel; aber sie erheben sich nicht zu dieser durch edles Thun und Denken; sie ziehen vielmehr die Gottheit in die Niedrigkeit ihres Treibens herab. Sie klagen über die Ungerechtigkeit des Schicksals und sind es doch selbst, die sich ihr Schicksal bereiten. Sie stolpern über die Steine des Anstoßes, die sie sich selbst in

den Weg legen und kein Unglück gibt's, das nicht einem Menschen das Dasein verdankte. Der Mensch nennt mich „Jammerthal"; aber ich erzeuge keinen Jammer für den Menschen; der Mensch erzeugt den Jammer auf mir armen Erde.

Wenn ich nun zuweilen an das Treiben der Menschheit denke, krieg' ich die heftigsten Krämpfe und muß dann Feuer und Schwefelwasser speien. Es ist gar kein Wunder, glorreiche Sonne, daß du immer so gut aussiehst; denn die Menschen machen dir den Kopf nicht warm, sondern umgekehrt. Ja, so scharfsichtig sie auch zu sein glauben, sie können dir doch nicht einmal in's Gesicht sehen. Schon der Umstand, daß du ihnen so fern bist, würde genügen, daß sie dich verehren und wollen sie in ihrer unbegrenzten Neugierde dein Wesen erforschen, so können sie dich nur scheinbar sich näher bringen. Mit mir aber sind sie bald fertig. Sie hauen, sie stechen, sie stoßen, sie durchbohren mich und reißen mir die metallenen Eingeweide aus dem Leibe. Nicht zufrieden mit dem goldenen Segen auf mir, holen sie sich mit Lebensgefahr aus meinem tiefsten Schooße den Fluch des Goldes herauf, welches das Auge der Tugend verblendet und die Gerechtigkeit zum Fußschemel des Lasters macht. Ich bin die Mutter alles Lebenden; je älter ich aber

werde, je mehr werde ich verachtet. Meine Fluren sind geschaffen die nährende Frucht hervorzubringen und das Auge durch saftiges Grün zu erquicken. Es liegt in meinem innersten Wesen, daß ich durch meinen Schmuck nütze und daß der Nutzen, den ich bringe, sich im Gewand der Schönheit zeige. Die Menschen aber vernichten meine Fluren, reißen die schattenreichen Bäume um und erdrücken mich durch eiserne Schienen, die sie Eisenbahnen nennen und wie es scheint zu dem Zweck erfunden haben, um sich gegenseitig auf die schnellste Manier betrügen zu können.

Und doch lieb' ich den Menschen mit inniger, unwandelbarer Mutterliebe; denn sein ganzes Dasein ist ja nur ein unruhiger Traum. In diesem Leben ist er ein Nachtwandler, der, mit offenen Augen schlafend, die steilsten Höhen erklettert und manches Schwierige vollbringt; aber erst wenn der Tod seinen Namen ruft, erwacht er und schaut ein Licht, das viel heller und klarer als das deine. Erst mit dem ewigen Schlafe beginnt sein ewiges Erwachen und nur wenn er sein äußeres Auge zudrückt, öffnet sich sein inneres, um sich nie wieder zu schließen. Aber selbst wir, die großen Welten, haben unsere großen Schwächen. Ich habe meine schiefe Richtung und du selbst bist, trotz deines großen Glanzes, dennoch nicht

ohne Flecken. Laß uns also gegenseitig mit uns und den Geschöpfen Nachsicht haben und bedenken, daß es auch bei uns Welten gar zu rund hergeht und daß man eigentlich durch Tadel die Sache nur verschlimmert, wenn man die Kraft nicht hat, sie zu bessern.

Lebe wohl.

Deine wandelbare Erde.

An dem Grabe

eines

seltenen Menschen.

Laßt mich von den unvergleichlichen Tugenden eines Mannes reden, dessen Asche unter diesem kalten Steine schlummert. Ich habe ihn gekannt und was ich jetzt von ihm sagen werde, hab' ich an ihm selbst erfahren. Die Tugenden, die den Menschen am meisten zieren, waren in ihm am trefflichsten ausgebildet, und diejenigen Laster, deren fast alle Menschen mehr oder minder fröhnen, hatte er höchstens dem Namen nach gekannt. Schmeicheleien hat er nie und Niemanden gesagt und niemals beachtet. Kein verleumderisches Wort ging je über seine Lippen und auf die Reden böswilliger Thoren hat er nie gehört. Mit leeren Versprechungen hat er seine Nebenmenschen niemals abgespeist und eitle Prahlereien aufgeblasener Windbeutel fanden keinen Eingang in sein Ohr. Nie-

mals hat er die Geheimnisse Anderer belauscht, oder sie böswillig und leichtsinnig ausgeplaudert. Seinen eigenen Weg gehend, war es ihm gleichgültig, wer und was man von ihm sprach und selbst der verschmitzteste und abgefeimteste Heuchler konnte sich nicht rühmen, je bei ihm Gehör gefunden zu haben. Seine Schwächen durch schöne Worte zu bemänteln, war ihm eben so fremd, als seine Eigenschaften ruhmredig auszuposaunen. Nie hat er sich, selbst nicht in seinem heftigsten Zorn, zu bösen Redensarten hinreißen lassen und eben so blieb er taub, wenn man durch böse Redensarten seine Freunde von seinem Herzen und seiner Achtung trennen wollte. Von den größten Gichtschmerzen geplagt, die ihn leider zu früh der Menschheit raubten, hat er doch durch keine Silbe seine Qualen zu erkennen gegeben. So sah er schweigend den Tod nahen und so ging er schweigend in eine bessere, schönere Welt. Und dieser edle Mann, dessen große Tugenden ich hier erwähnt, hatte doch einen großen, beklagenswerthen Fehler; er war leider — taubstumm.

Die schlechten Dichter.

Eine Apologie.

Es gibt eine Art Satyre, die, wie gewisse unbarmherzige Insekten, sich nur auf wunde Stellen setzt, um sich am Schmerz der Hülflosigkeit zu weiden; während eine andere dem Höllenstein gleicht, der zwar auch Wunden berührt und reizt, aber nur um sie zu heilen. Der Mensch aber verwechselt und verurtheilt beide Arten und vergißt, daß die Satyre nie eine Schwäche erzeugt, sondern umgekehrt. Wie mit der Satyre geht es gewöhnlich uns Menschen auch mit andern Dingen. Wir verfluchen das Gold und bedenken nicht, daß dies edle Metall nie den Geiz hervorruft, sondern daß dieser es ist, der das edle Metall entehrt. Wir verfluchen die Sclaverei und sind es doch selbst, die Ketten schmieden oder dulden. So geht es uns aber auch mit der Dichtkunst. Weil es

nämlich eine große Menge schlechter Poeten gibt, wenden Viele der Poesie selbst den Rücken und handeln wie jene Aengstlichen, die aus Furcht vor den hesperischen Flöhen das schöne Italien nicht besuchen.

Wir thun aber überhaupt den schlechten Poeten Unrecht; denn wäre ihre Existenz nicht vortheilhaft für das menschliche Geschlecht, würde sie der liebe Gott gewiß nicht in solch großer Anzahl dulden. Die schlechten Poeten haben wirklich die besten Eigenschaften von der Welt. So z. B. besitzen sie die gute Eigenschaft, daß sie viel lieber sich selber loben, als von Anderen sich tadeln lassen und es also vorziehen, allzugerecht gegen sich selbst zu sein, als Anderen nur die geringste Veranlassung zur Ungerechtigkeit zu geben.

Eine sehr gute Eigenschaft der schlechten Dichter ist es auch, daß sie dem deutschen Vaterlande die Monumente ersparen; denn bekanntlich fangen die großen Dichter und Geister bei uns erst an zu leben, nachdem sie gestorben. Das Vaterland zahlt ihnen erst die Schuld, nachdem die Messe — die große Seelenmesse — vorüber. Den großen Dichtern geht's überhaupt wie den Adlern. Sie wohnen zu einsam und fliegen zu hoch; sie müssen daher für ihre Nahrung selbst sorgen, während das schlichte Federvieh, das auf Höfen

lebt, gut gehegt wird und nur kläglich zu schnattern und zu gackern braucht, wenn es gefüttert sein will. —

Man sagt: ein Dichter müsse geboren werden und versteht gewöhnlich darunter den großen Dichter. Das ist aber durchaus falsch. Auch die schlechten Dichter müssen geboren werden; sie sind oft sogar wohlgeboren, hochwohlgeboren und höchst geboren. Die schlechten Dichter haben aber auch die gute Eigenschaft, daß sie lange leben. Sie entgehen also der Scheere der Parze so gut wie der Scheere der Censur, während die guten oft schon früh ein Opfer beider werden.

Die schlechten Dichter tragen auch sehr viel zur wahren Volksbildung bei. Denn während die Werke der guten Dichter nur auf den Bücherbrettern der Kunstverständigen oder im Boudoir der Schönen prangen, werden die Poesien der schlechten als fliegende Blätter oder als Extra-Beilage zu Käse und Butter gratis abgegeben, und so hat der Taglöhner für eine Kupfermünze geistige und leibliche Nahrung zugleich. Die schlechten Dichter sind also eigentlich die wahren Volksdichter.

Eine vorzügliche Eigenschaft der schlechten Dichter ist unstreitig auch folgende: Da ihre Muse sehr viel Papier consumirt, so steigen dadurch die Lumpen im Preise und das Schlechte adeln, ist doch gewiß sehr edel. Da-

her ist es auch zu erklären, warum so viele gute Menschen schlechte Dichter werden.

Die allerbeste Eigenschaft der schlechten Dichter ist aber, daß sie sich nie für schlechte Dichter halten, sondern für ganz vortreffliche und mithin zwei große Tugenden zugleich entfalten, nämlich die Selbstverläugnung und Selbstachtung.

Wenn übrigens die schlechten Poeten Tyrannen des Menschengeschlechtes werden, d. h. wenn sie zu viel schreiben, so sollte man eine eigene Strafe für sie erfinden, eine Strafe, die sehr viel Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welche einst das römische kaiserliche Ungeheuer, Heliogabalus, für seine Köche erfunden. Dieser Sonnengott lohnte jedem Koch, der eine gute Sauce erfunden, mit wahrhaft kaiserlichen Geschenken; wollte aber die neue Sauce dem kaiserlichen Gaumen nicht munden, so durfte der Koch so lange nichts anderes als seine eigene Erfindung genießen, bis ihm sein Genius die Bereitung einer schmackhaftern Composition eingab. Die schlechten Dichter sollten demnach verdammt sein, keine anderen Werke als ihre eigenen schlechten zu lesen, bis sie bessere geschaffen. Es ist nur Schade, daß diese Strafe am Ende von den Verurtheilten als schönste Anerkennung ihrer unsterblichen Verdienste betrachtet werden möchte, oder daß sie dieselbe

als höchstes Vergnügen weit früher gewählt, als man sie ihnen zur Büßung ihres Vergehens auferlegt. Ich bin übrigens fest überzeugt, daß kein Poet in diesem Aufsatz eine Anspielung auf sich finden wird und da ich noch nicht sterben möchte, so schließ' ich diese Apologie mit dem aufrichtigsten Wunsche: Auch die schlechten Dichter sollen leben!

Rede eines Vielgewanderten.

Unsere Lebensbahn liegt voll Steine des Anstoßes und des Aergernisses. Ach, wir gehen eigentlich gar nicht; wir stolpern und straucheln nur durch's Leben. Von der Kindheit bis zum Greisenalter ist unser ganzes Dasein meistens zwischen Fallen und Aufstehen getheilt und wir brauchen erst dann nicht mehr das Fallen zu fürchten, wenn wir aufzustehen nicht mehr Kraft haben, wenn man uns hinausträgt auf jene Friedensstätte, wo selbst an den Leibern der Fürsten demagogische Würmer Bacchanalien feiern. — Meine Herren, weinen Sie nicht; wir kehren wieder vom Kirchhof auf den Markt des Lebens zurück und diese Rede macht es wie eine junge Wittwe; sie fängt zwar mit Thränen an, hört aber mit Lachen auf. Ich sage Ihnen indessen nochmals, die Lebensbahn ist so schwer zu durchwandeln, daß Mancher schon auf halbem Wege die Geduld und den Muth verliert und sich lieber

dem schwarzen Tod in die Arme stürzt, als sich noch länger von der grünen Hoffnung foppen zu lassen. Indessen gibt es doch einige Auserwählte, denen das Schicksal Blumen auf den Weg streut, die statt der Steine des Anstoßes und des Aergernisses nur Rosen und Veilchen finden: und diese Auserwählten sind — die Einfältigen. Wer aber nicht zu diesen Auserwählten gehört, wer nicht das Glück hat, dumm zu sein, sollte der verzweifeln müssen? Nein, meine Herren; es gibt noch ein Mittel, welches uns nicht allein das Leben erträglich, sondern sogar angenehm macht und dieses Mittel heißt in unserer deutschen Sprache — Grobheit. Ich verstehe aber hier unter Grobheit nicht etwas Negatives, nicht bloßen Mangel an feiner Lebensart, nicht das Nichtvorhandensein der Höflichkeit; sondern ich meine hier die positive, eine und untheilbare Grobheit mit breiten Schultern und dicken Fäusten; jene Grobheit, die mit dem Kopf wider die harte Mauer rennt, aber sich dabei nicht den Kopf zerbricht, sondern die Mauer spaltet, kurz: ich meine die deutsche Grobheit.

Meine Herren, ich habe mich in der Welt umgethan und es gibt fast kein Land, welches ich nicht kennen gelernt. Ich war viele Jahre in Spanien, in jenem schönen Lande, aus welchem wir früher die Inquisition und die spanischen

Fliegen bezogen haben; ich war im schönen Frankreich, welches wegen der französischen Küche und Revolution sich ewigen Ruhm verschafft hat; ich war im stolzen England, das durch seine Beefsteaks und seine Freiheit allgemein bekannt ist; und ich war auch in Rußland, in dem unendlichen Lande unendlicher Knuten, in dem schönen, an Deutschland grenzenden Lande, welches beherrscht wird von dem milden Kaiser aller Reußen, welches hervorbringt Juchten, Sklaven und Caviar, in dem gefräßigen Lande, welches nicht allein andere Länder und Völker, sondern auch die Gottheiten anderer Völker verschluckt, kurz, in dem Lande, wo taubstumm zu sein, das größte Glück ist. —

Wie verschieden nun diese und andere Länder, die ich besucht, auch von einander sein mögen, überall hab' ich Grobheit angetroffen; allein es war nicht die ächte Grobheit. Der Spanier ist zu stolz, um eigentlich grob zu sein und selbst dem allerniedrigsten Franzosen ist die Höflichkeit so zur zweiten Natur geworden, daß seine Kraft ihn gewöhnlich im Stich läßt, wenn auch sein Wille in einer verhängnißvollen Stunde ihn zur Grobheit treibt. Der Engländer versteht sich schon besser auf die Grobheit; allein er treibt sie gewöhnlich blos aus Liebhaberei oder aus Laune. Er macht nie eine Profession, oder einen Lebensberuf daraus. Die Grobheit füllt nicht sein Leben

aus. Auch findet der Engländer so leicht keinen Landsmann, der sich die Grobheit gefallen ließe; er ist höchstens grob, wenn er deutsche Luft einathmet. Und auch in Rußland kann die Grobheit nicht aufkommen; denn wo man mit eisernen Sohlen tritt, braucht man ja wahrlich nicht mit Fäusten drein zu schlagen und wo ein Wink schon zittern macht, ist's da noch nöthig, daß man sich grober Worte bedient? Nein, in allen diesen und anderen Ländern ist die wahre Grobheit nicht zu finden. Die wahre Grobheit ist nur in Deutschland.

Sie werden nun, meine Herren, die Frage an mich richten: „Wenn die wahre Grobheit ein Mittel ist, das Leben erträglich, ja, angenehm zu machen und diese Grobheit nur in Deutschland zu finden: wie kommt's, daß gerade in Deutschland das Leben mit jedem Tage unerträglicher wird?“

Auf diese höchst natürliche Frage, meine Herren, geb' ich Ihnen folgende höchst natürliche Antwort: die wahre beseeligende Grobheit ist in Deutschland leider nicht das Gemeingut Aller. Nur die deutschen Beamten dürfen grob sein; das deutsche Volk muß sich die Grobheit gefallen lassen und das ist eben das Unglück des armen deutschen Volkes. Diese deutsche Beamten-Grobheit setzt selbst denjenigen in Verwunderung, den das geprüfteste

Leben gelehrt, auf Erden über nichts mehr in Verwunderung zu gerathen; denn wenn er glaubt, in einem Winkel Deutschlands den gröbsten Beamten gefunden zu haben, so findet er im entgegengesetzten Winkel noch immer einen gröbern und denjenigen Sterblichen möcht' ich sehen, der sich mit Fug und Recht schon vor seinem Tode rühmen könnte, den allergröbsten deutschen Beamten gesehen zu haben.

In der That! Nichts geht über deutsche Beamten-Grobheit; aber deutsche Beamten-Grobheit geht über alles. Die deutsche Beamten-Grobheit pflanzt sich stets vom Vater auf den Sohn fort und es frägt sich nur, ob sie eine erbliche Krankheit, oder ein erbliches Recht ist? Es ist nicht zu läugnen, auch der deutsche Beamte hat seine schwachen Seiten; auch der deutsche Beamte hat Augenblicke, wo sein Auge freundlicher blickt und seine Zunge sanfter spricht. Er hat Augenblicke, wo er nicht grob ist; aber auch dann ist er nicht höflich, sondern höchst nur gröblich. Solche schwache Momente hat übrigens ein deutscher Beamte nur sehr selten und wenn er wieder zum Selbstbewußtsein kommt, sucht er sobald wie möglich die Lücke in seinem Beamten-Gewissen auszufüllen, und wenn er früher ein simpler Grobian war, wird er jetzt ein doppelter Flegel.

In andern Ländern geht's mit der Grobheit wie mit der Luft; je näher diese der Erde, desto dicker ist sie. Die größte Grobheit findet man daher in andern Ländern, wenn man sie bei Beamten findet, höchstens bei den untersten Beamten. In Deutschland aber findet gar keine Abstufung in der Grobheit statt; hier ist ein geheimer Polizeirath eben so grob wie ein öffentlicher Polizeidiener, nur mit dem Unterschied, daß Jener seine Grobheit schriftlich und dieser handgreiflich bekundet.

Ja, wer einige Erfahrungen im Leben gemacht, wird sich leicht überzeugt haben, daß in Deutschland die Priester der Gerechtigkeit gewöhnlich nur etwas mehr Methode in der Grobheit haben, als die ordinären Handlanger der Gerechtigkeit. Bei Jenen hat die Grobheit einen groben Kittel an und bei diesen zeigt sie sich in ihrer Nacktheit. Das ist der ganze Unterschied.

Ich weiß wohl, daß es viele Ausnahmen gibt. Aber man spricht ja nie von der Gesundheit, sondern nur von den Krankheiten. Wie dem aber auch sei, es ist nicht zu läugnen, daß die Grobheit wahrhaft beseeligend auf den Besitzer derselben wirkt; denn es gibt in der That keinen unumschränktern Herrscher, als einen Grobian. Wer nun wie ein deutscher Beamter im Reich der Grob-

heit begütert ist, hat ein Besitzthum, das ihm der Teufel selbst nicht streitig machen kann.

Die deutsche Beamten-Grobheit ist übrigens für deutsche Regierungen von höchstem Nutzen, und eben so wenig wie in der Landökonomie kann man in der deutschen Staatsökonomie die Flegel entbehren, wenn man aus dem Stroh die goldenen Körner dreschen will. Wie viel Stroh aber muß in Deutschland sein, da man in Deutschland so vieler Flegel bedarf? — — —

Ein alter, gewiegter Journalist

an

einen jungen, ungewiegten.

Jedes Ding hat seine zwei Seiten, bis auf die Einseitigkeit, welche auch deßhalb ein Unding ist. Da nun die Journalistik jedenfalls zu den existirenden Dingen gehört, so läßt sie sich natürlich auch von zwei Seiten betrachten. Merken Sie sich vor allem, daß wir in einer Zeit leben, die von Hans Dampf unumschränkt beherrscht wird. Seine Tochter und Mitregentin ist die Geschwindigkeit. Das alte Sprichwort: „Eile mit Weile!" muß jetzt in „Weile mit Eile!" umgewandelt werden. Unsere Zeit hat keine Zeit mehr sich Zeit zu nehmen; wie die galoppirende Schwindsucht eilt sie keuchend vorüber bis ihr der Athem ausgeht. Wenn Sie sich also der Journalistik widmen wollen, so befleißen Sie sich vor allen

Dingen der geschwindesten Geschwindigkeit. Schreiben Sie mit Dampf! Schreiben Sie mit 36 Pferdekraft! Der Zeitgeist verlangt, daß Sie Ihrem Geiste keine Zeit lassen. Ehe Sie sich aber die Journalistentugenden aneignen, legen Sie erst folgende Laster ab: die Gründlichkeit, die Aufrichtigkeit und das Ehrgefühl.

Da wir den Urgrund der Dinge doch nie erforschen können, so ist es schon von vornherein lächerlich, sich zur Gründlichkeit herabzulassen. Wenn Sie noch so tief steigen, Sie werden doch nur die Oberfläche berühren. Darum ist es besser, daß Sie gleich ein Anhänger der Oberfläche sind, auf welcher doch vor der Schöpfung sogar der Geist Gottes geschwommen. Wie bei der Milch und dem Champagner, ist auch im Leben die Oberfläche immer das Genießbarste und Beste. Das Schwere und Wichtige sinkt immer zur Tiefe hinab; das Leichte und Leichtfertige steigt ohne Mühe hoch empor. Warum aber sollten Sie nicht steigen wollen und wäre es auch nur in der Gunst des Volkes?

Die Aufrichtigkeit hat man von jeher für eine Tugend des Deutschen gehalten; wie weit es aber der Deutsche mit der Aufrichtigkeit gebracht, das wissen Sie so gut wie ich. Sein Sie aufrichtig gegen einen Freund, sagen Sie ihm seine Mängel, und er wird sich gleich grollend

von Ihnen abwenden. Sein Sie aufrichtig gegen einen Fürsten und das Lächeln der Gnade wird sich in einen ungnädigen Ernst verwandeln. Nur der Himmel belohnt die Aufrichtigkeit; auf Erden dankt man ihr gewöhnlich mit derben Ohrfeigen. Betrachten Sie nur die Diplomatie, welche doch jetzt die Welt regiert. Besteht sie nicht gänzlich in der Kunst, die Aufrichtigkeit zu vermeiden? Ein Journalist muß aber ebenfalls Diplomat sein; sonst hat sein Journal mehr Druckfehler als Abonnenten.

Ich komme jetzt auf das Ehrgefühl. Die Ehre ist der Stein des Anstoßes, über welchen jeder Ehrenmann so oft stolpert, bis er das Genick bricht. Gelangt man nicht meistens zu den größten Ehren, erst nachdem man die eigentliche Ehre verloren? Besteht nicht die menschlische Ehrbegierde meistens in der Begierde, die Ehre auf eine gute Manier los zu werden? Und ist in unserer Zeit ein Ehrenwort etwa mehr als ein bloßes Wort? Sie wissen, was John Falstaff über die Ehre gedacht und wie beträchtlich er durch seine edle Gesinnung an Fett und witzigen Redensarten zugenommen. Sein Ehrgefühl stand. zu seiner irdischen Hülle in einem umgekehrten Verhältniß Jemehr sein Ehrgefühl abnahm, desto dicker wurde sein Bauch, bis seine gränzenlose Unverschämtheit lebenslustig aus seinen geschmorten Backen leuchtete. Von allen Ge=

fühlen ist das Ehrgefühl am leichtesten zu verletzen; während die Ehrlosigkeit stich- und hiebfest ist. Warum sollten Sie sich also den Gefahren der Verwundung aussetzen? Warum sollten Sie nicht lieber furchtlos durch den Kampf des Lebens gehen, mit der festen Ueberzeugung, daß Sie unnahbar, daß Ihre Haut, wie die des Siegfried, mit Horn bedeckt?

Haben Sie die drei oben erwähnten Laster abgelegt, so gewöhnen Sie sich folgende Tugenden an und Sie werden sicher ein ausgezeichneter Journalist werden.

Sprechen Sie nie von dem, was Sie wissen; sondern sprechen Sie immer über das, was Sie nicht wissen. Sie haben dann einen unermeßlichen Spielraum für Ihre Feder. Ueber eine Sache, die wir durch und durch kennen, läßt sich nicht viel sagen; was aber läßt sich nicht über Dinge schreiben, die uns theilweise oder gänzlich unbekannt! Glauben Sie wohl, daß so viele Bücher über Himmel und Hölle geschrieben worden wären, wenn wir von beiden nur das Geringste wüßten? Daß die Erde rund, ist jetzt eine ausgemachte Sache und es läßt sich nichts mehr darüber sagen. Ob aber die Leiter, von welcher der Erzvater Jakob geträumt, von Tannen- oder Mahagoniholz gewesen? Das ist eine Frage, über welche sich ein Dutzend dicker Bände schreiben ließe. Sprechen Sie

also über Hydraulik, Heraldik, Mnemonik, Pathologie, Mythologie, Theosophie, Hydropathie und Theologie. Sollten Sie aber das Unglück haben, von diesen Dingen wirklich etwas zu verstehen und überhaupt ein Vielwisser zu sein: so betrachten Sie alles von einem eigenthümlichen Gesichtspunkte, d. h. von einem verkehrten. Sprechen Sie überhaupt das, was Sie nicht denken, und Ihre Produkte werden einen gewissen Reiz des Eigenthümlichen erhalten, der durchaus ansprechen muß. Behaupten Sie zum Exempel: „Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart denkt, was er spricht, und spricht, was er denkt,“ so haben Sie in einem kleinen Satze zwei große Lügen behauptet, die man aber gerne liest. Stellen Sie lauter verkehrte Ansichten auf. Sagen Sie, daß Eva darum in den Apfel gebissen, damit die Aerzte und Todtengräber nicht Hungers sterben. Sagen Sie, daß Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden, damit die Scheerenschleifer Geld verdienen. Sagen Sie, daß Vetter Michel blos darum einen Kopf hat, damit die Schlafmützenfabriken nicht einzugehen brauchen. Sagen Sie nichts und behaupten Sie, daß Sie etwas gesagt haben. So macht es ja auch mancher Minister in der Ständekammer. Nichts ist ein Stoff, aus dem Gott die Welt und die Welt schon manchen Gott erschaffen. Nichts ist das Sinnbild der

hannover'schen Constitution. Nich.s ist die Auflösung des großen Räthsels: deutsche Nationalität.

Noch eine goldene Regel will ich Ihnen für Ihre Journalisten-Laufbahn geben. Das Wort ist, wie Sie wissen, für den Gedanken das, was das Kleid für den Körper ist. Wie aber Kleider Leute machen, eben so machen Worte Gedanken. Putzen Sie den kleinsten Gedanken mit den größten Worten heraus und Sie werden sich des besten Erfolges zu erfreuen haben. Ich will Ihnen aus unserer politischen Presse ein Beispiel geben. Wenn der Redakteur eines politischen Journals seinen Lesern anzeigen will, daß der Fürst Iks im Begriff ist sich zu verheirathen, so wird er diesen Gedanken nicht so nackt hinstellen; sondern er wird sagen: „In den höheren Kreisen scheint es keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß eines der allerhöchsten und dem Throne am nächsten stehenden Glieder unseres Herrscherhauses bald nach dem hohen Norden eine Reise unternehmen dürfte, um sich dort um die Hand einer Prinzessin zu bewerben, die durch ihre Schönheit und unübertreffliche Geistesgaben längst eine süße Neigung in dem Herzen des hohen Bewerbers erweckt haben dürfte.“ Wie herrlich klingt nicht dieser Satz! Wie mystisch nimmt sich nicht das doppelte „dürfte“ aus! Welche Ahnungen läßt er nicht

in dem Herzen des denkenden und gefühlvollen Lesers zurück!

Sie dürfen überhaupt nie in die bekannte Verlegenheit mit manchem Denker gerathen, daß Ihnen nämlich die passenden Worte für die Gedanken fehlen. Versehen Sie sich vielmehr nur immer mit passenden Worten; die Gedanken kommen schon von selbst. Die Worte haben einen doppelten Zweck. Sie dienen nicht allein, wie Talleyrand sagt, die Gedanken zu verbergen, die man hat, sondern auch Gedanken zu zeigen, die man nicht hat. Ein Fürst, der viel verspricht, oder auch nur viel spricht, wird sich schnell bei seinem Volke beliebt machen; denn das Volk urtheilt gewöhnlich nach Worten und nach den Thaten erst dann, wenn es selbst nach Thaten greift. Huldigen Sie der Meinung des Tages! Schmeicheln Sie immer der Masse und der Macht. Hunde und Katzen waren von jeher gut gepflegte Hausthiere; Löwen und Adler hat man stets in Käfige eingesperrt. Sie wissen aber recht gut, was der König Salomo sagt: Ein lebendiger Hund ist besser, als ein todter Löwe. Der König Salomo war ein höchst weiser König. Gehen Sie von dem Journalisten-Grundsatze aus, daß zum Schreiben nicht mehr gehört, als Schreibmaterialien. Schreiben Sie mit den Fingern und betrachten Sie Ihr Herz als

einen bloßen Muskel und so wird Ihnen der Stoff nie fehlen, so lange es Papier, Tinte und Feder gibt. Lachen Sie über die Thorheit der Menschen und eifern Sie nur ja nicht gegen dieselbe. Die größte Unvernunft ist, sie durch Vernunft besiegen zu wollen. Glauben Sie nie, daß das Volk denkt, und denken Sie immer, daß das Volk glaubt. Schließen Sie sich nicht der Partei an, welche den Mantel nach dem Winde hängt; gehören Sie vielmehr zu denjenigen, welche Wind machen. Je weniger Gesinnung Sie haben, desto mehr zeigen Sie sich dem Volke als ein Opfer derselben. Märtyrer, gleich viel ob wahre oder falsche, sind seit undenklichen Zeiten immer vom Volk verehrt worden; denn die große Menge liebt keinen Glücklichen und kreuzigt erst den Gott, bevor sie ihn verehrt.

Ich will übrigens in wenig Worten meine Regeln zusammen drängen, die Ihnen auf der Journalisten-Laufbahn von unberechenbarem Nutzen sein werden. Sagen Sie viel über Nichts und nichts über Vieles, und befolgen Sie nur einen einzigen Grundsatz, den Grundsatz nämlich, keinen zu befolgen. —

Goldene Regeln

eines

deutschen Edelmanns für seinen Sohn.

Rousseau sagt: Nur aus Liebe zum Müßiggange ist der Mensch fleißig. In der That, sein ganzes Leben hindurch gönnt sich der Mensch keine Ruhe, um sich im Alter derselben erfreuen zu können, und so ruht er nicht eher, bis ihm endlich die ewige Ruhe zu Theil wird. — Aber der Mensch soll nicht seine rosigen Jugendjahre, seine strotzende Manneskraft an das genußunfähige Greisenalter vergeuden, oder gar das schöne, heitere Leben der Gegenwart seiner dunkeln Zukunft aufopfern.

Wozu läßt der liebe Gott die Kapaune wachsen, wenn sie nicht gegessen werden sollen? Ja, die Austern im Meere und die Schnepfen auf dem Lande zeigen eben so sehr von seiner Güte und ewigen Fürsorge, als die

Sonne und der Mond und alle himmlischen Trabanten und sind eben so gut wie diese geschaffen worden, daß der Mensch sich an ihnen ergötze.

Kann man nicht ein braver, gottesfürchtiger Mann sein und dennoch gute Saucen und gefüllte Tauben lieben? Ist es denn gar nicht möglich, daß man sich auf dieser Erde kann wohl sein lassen, ohne sich seiner Ansprüche auf die himmlische Seligkeit verlustig zu machen? Muß man durchaus diesseits des Grabes den Leib peinigen, damit jenseits die Seele schwelge? Das glaub' ich nimmermehr!

Die verdammte Lehre, die den Menschen auf dieser Erde der Entsagung opfert, mag höchstens für das dumme Volk, für die einfältige Masse, für den unvernünftigen Pöbel, kurz: für die Canaille gelten, damit sie nicht übermüthig werde. Für den Adel aber taugt diese Lehre nicht. Wer einen Stammbaum aufzuweisen hat, der kann auch die goldenen Früchte vom Baum des Lebens genießen, ohne sich aber, wie unsere Urahnen, von einem himmlischen Gensdarmen aus dem Paradiese jagen zu lassen. Das merke dir, mein Sohn! der du vom ältesten deutschen Adel bist; denn unsere glorreichen Väter haben sich schon während der Kreuzzüge mit Lorbeern bedeckt; ja, einer unserer wür-

digen Ahnen hat sogar in Syrien dem großen Kaiser Friedrich Barbarossa zweimal den rothen Bart ausgekämmt (worüber sich noch eine Urkunde vorfindet). Bedenke also, mein theuerer Sohn, welchem edeln Geschlecht du entsprossen und beherzige, was ich dir jetzt sagen werde.

Ich habe in allen Ländern und zu allen Zeiten gegessen und getrunken und folgende Bemerkungen aufgeschrieben, auf daß sie auch Dir, mein lieber Sohn, Nutzen bringen, wenn ich nicht mehr bin, d. h. wenn ich nicht mehr speise, sondern selbst verspeist werde.

Mein Sohn, was Du auch immer beginnst, Du mußt es mit vollem Bewußtsein, mit männlicher Ausdauer beginnen. Darum sei hungrig, wenn Du Dich zu Tische setzest. Es muß sich Deines Magens ein Feuereifer, ein heiliger Zorn bemächtigt haben, wenn Du ein rechtschaffener Esser genannt sein willst. — Lasse Dich nicht viel mit Brod ein und kehre besonders dem Schwarzbrod Deinen Rücken. Brod überfüllt den Magen, läßt aber keine Befriedigung zurück.

Das Geschlecht der Suppen ist unter den Speisen, was die Philister unter den Menschen sind — dünn, langweilig und überall voran; doch sind Suppen besser als Philister, weil sie warm und nahrhaft sind. Ich

wünsche, lieber Sohn, daß Du hier die goldene Mittelstraße beobachtest. Iß wenig Suppen und wo möglich nur solche, die kompakt sind. (Gegen Speisen, die man mit Löffeln essen muß, hatte ich von jeher eine Antipathie.) Große Nationen, wie die Engländer und Reußgreizschleizlobensteiner, essen wenig Suppe, und daß die Spartaner Suppe gegessen, hat schon Stephanus, Lipsius, Ernesti, Heyne, Creuzer, Herrmann und Thiersch in Erstaunen gesetzt. — Hüte Dich vor Nudelsuppe. Sie ist ein zeittödtendes Gericht, ja, ich behaupte sogar, eine Mystifikation der civilisirten Welt.

Rindfleisch ist eine Gabe Gottes, die Du schätzen sollst. Ein gutes Stück Rindfleisch ist eine Zierde der Tafel, ein Trost des Magens. Ein gutes Stück Rindfleisch ist mir lieber, als das moderne deutsche Drama. Ehre das Rindfleisch durch Meerrettig, durch Gurkensalat und sonstige Würze; aber Kirschen, Compott und dergleichen charakterlose Dinge sollst Du mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung behandeln.

Von edeln, frischen Gemüsen war ich stets ein Freund; aber gottlose Wirthe mißbrauchen das menschliche Herz und setzen ihm frischen Kohl, einfältiges Kraut und impertinente Rüben vor. Wie manches fromme Menschenherz hat sich schon den Magen überfüllt mit eitel nichtsnutzigem

Gemüse! Du wirst also wie ein Mann zu handeln wissen und Dich mit Abscheu wegwenden von jeder bestialischen Nahrung. Freundlich gesinnt sei den Kartoffeln. Die Kartoffeln sind wahrhafte Genies; darum fehlt es ihnen immer am eigenen Fett. Für's Wohl der Menschheit müssen sie in's Feuer und weil sie allen dienen, werden sie auch von allen ausgezogen. Das undankbarste Geschäft auf Erden ist genial zu sein. Du aber wirst Dich über Undank nicht zu beklagen haben; denn du bist ein Edelmann und kannst von Renten leben. An Genie-Ueberfluß wirst Du gewiß nicht zu Grunde gehen. —

Ueber Sauerkraut herrscht nur eine Stimme; es ist das deutsche Nationalgericht. Dem Deutschen, dem gar vieles sauer wird — die Milch, das Leben und die Freiheit, war das Sauerkraut von jeher ein homöopathisches Mittel; er versüßte sich sein Leben damit. In Bezug auf das Sauerkraut hat auch der Deutsche im Strom der Zeit sein Gemüth nicht geändert. Die deutsche Liebe zum Sauerkraut hat das deutsche Reich überlebt. Der Erfinder des Sauerkrauts war gewiß ein großer Mann, der es verdient, in eine Ruhmeshalle gestellt zu werden; denn er hat doch wenigstens in einer Beziehung die deutsche Einheit befördert.

Lasse dich mit keinen Hülsenfrüchten ein, mein lieber

Sohn! Sie müssen von einem Magen verbannt werden, der so viele Ahnen zählt.

Erbsen, Bohnen und die Hoffnung erfreuen nur das Herz, wenn sie grün sind; wenn sie welk und gelb werden, gehören sie für's Volk. Hirse hat mich von jeher mit Abscheu erfüllt und Heidegrütze gehässige Ideen in mir erweckt.

Eine geräucherte Kalbszunge, mein lieber Sohn, ist eine sehr schöne Idee und viel genießbarer als manche Zunge, die von Moral gewürzt ist. Es ist ein humanes Gericht, das den Zähnen keine Verlegenheit bereitet und dem Magen keinen Kummer verursacht. Schenke dieser Speise deine wärmste Empfindung. — Von Würsten laß mich schweigen; schon der bloße Gedanke an sie lockt mir Thränen der Dankbarkeit ins Auge. Sie haben mir die angenehmsten Stunden meines Lebens bereitet. Was Göttingen in dieser Beziehung geleistet, steht in den unauslöschlichen Blättern der Weltgeschichte. Der Ruhm der Göttinger Würste hat den der Universität überlebt. In einer Göttinger Wurst steckt oft mehr Genießbares als in einem Göttinger Professor. Ich habe mit mehreren Edelleuten in Göttingen studirt, darum weiß ich auch die Göttinger Würste gebührend zu schätzen.

Ein guter Kapaun ist eine unaussprechliche Selig-

keit; ich mußte immer meine Weste aufknöpfen, wenn ich mich damit beschäftigte. Ich habe lange die Thorheit begangen, zu überlegen, welcher Theil des Kapauns am besten und delikatesten, und habe tückisch die schöne Zeit getödtet, bis mir die glückliche Idee aufstieß, daß an einem Kapaun, wie an dem Traumbild Nebukadnezars, alles trefflich bis auf die Füße; darum hab' ich außer diesen ihn auch stets gänzlich verspeist. Was ein welscher Hahn ist, kann nur derjenige begreifen, welchem ein lebendiger Sinn für wahrhaft Edeles verliehen worden. Genieße ihn mit Bewußtsein, mein lieber Sohn.

Die Mehlspeisen habe ich zum Gegenstande ernster Betrachtungen gemacht und gefunden, daß in Staaten, wo ein religiöser Typus vorwaltet, den Mehlspeisen besonders gehuldiget wird. In München, wo so viel Religion herrscht, speiste ich einst im goldnen Kreuz. Mir gegenüber saß ein Mann, der bei der königlichen baierischen Religion angestellt war. Er bestand blos aus Talg, ob aber ein Licht aus ihm gezogen werden konnte, wissen die Götter. Auf seinem zufriedenen Gesicht, das wie ein gut gerathener Pfannkuchen aussah, lag himmlisches Lustgefühl. Er verzehrte gerade Kartoffelklöße und benahm sich dabei, als wäre es die letzte und schönste Handlung seines Lebens, nämlich voll Glorie und Ver-

zückung. Ich bewunderte seine Capacität; er aber sagte: „Nächst meinem Berufe gibt es nichts Besseres auf Erden, als Kartoffelklöße.“ — So viel ist gewiß, wenn Kartoffelklöße auf unsere Hochachtung Anspruch machen wollen, so müssen sie zart sein, wie ein schwäbisches Gedicht, weich, wie eine verliebte Putzmacherin, und fett, wie eine reiche Wittwe.

Ueber Leberknödel und Topfnudeln ließe sich mehr sagen, als ich zu schreiben wünsche. Sie haben etwas Mystisches in sich. Nach Guido Görres, dem Sohne des Ritters Joseph von Görres, soll der Leviathan vorzüglich mit Leberknödeln gespeist werden; doch fehlt immer noch die historische Begründung dafür. Mit Puddings geht ein Betrug vor, mein lieber Sohn. — Viele bestehen blos aus Schwarzbrod mit sentimentaler Sauce, andere aus spießbürgerlichem Reis mit noblen Gedanken. Darum sei vorsichtig!

Mein Sohn, du bist ein deutscher Edelmann; darum hasse den Auflauf. Die Wirthe suchen ihn zwar zu versüßen; aber er bleibt immer hohl und aufgeblasen. Er schwimmt in der Milchsauce wie das deutsche Volk in seiner Sanftmuth und scheint von außerordentlichem Umfange; kommt es aber zum Genuß, zerfließt er in lauter Nichts. Schenke dein Herz den Karthäuserklößen;

sie sind der Zuneigung eines deutschen Edelmannes würdig. Die Karthäuserklöße gleichen der Liebe; selbst derjenige, welcher durch sie krank wird, ist noch beneidenswerth. Schwänden alle Herrlichkeiten von dieser Erde; dennoch wäre sie schön, so lange es noch Karthäuserklöße auf ihr gäbe. Karthäuserklöße sind auch, beiläufig gesagt, das einzig Gute, das wir dem Mönchthum zu verdanken haben.

Auf Braten richte Deine Aufmerksamkeit. Rindsbraten behandle mit aufrichtiger Liebe, Kalbsbraten mit treuer Freundschaft, gebratene Tauben mit Zärtlichkeit, Entenbraten mit überlegener Ruhe, Rehbraten mit Gleichgültigkeit, Hasenbraten mit frohem Muthe und Gänsebraten mit chevalereskem Sinn; Leipziger Lerchen aber behandle gar nicht, sondern esse davon so viel Du kannst. Von den charakterlosen Ragouts war ich nie ein Freund; doch will ich Deiner Neigung keinen Zwang anthun. Begeisterte Feinschmecker halten das Ragout für den Probierstein eines guten Kochs. Ich will mir aber in dieser Beziehung kein entschiedenes Urtheil anmaßen. Ueber Fische sende ich Dir nächstens eine ganze Brochüre.

Beim Dessert benimm Dich wie ein gütiger Fürst: liebe Alles und schone Nichts. Obst, Konfekt, Südfrüchte — Alles koste und schmecke. Widme diesem Geschäfte

eine volle Stunde. Beim Dessert zeigt sich der Mann von Bildung und Geist: spielend vollbringt er das Größte. Beim Dessert pflegt auch das Gespräch am lebhaftesten zu sein. Gewöhnlich dreht sich dasselbe um Politik; sei also politisch! d. h. lasse die Andern reden und freue Du dich deiner Thätigkeit. Politische Meinungen haben schon viel Unheil über die Welt und viele Menschen in's Gefängniß gebracht. Der Genuß Deines guten Desserts aber gibt einen innern Frieden und bewahrt vor Verlegenheit.

Allgemeine Regeln.

Lese viele Kochbücher; denn sie enthalten die positivste aller Wissenschaften und lehren, wie man zu einer guten Konstitution kommt. Studire die Schriften des „Verstorbenen“ und beschäftige dich auch zuweilen mit den klassichen Schriftstellern. Die Römer geben treffliche gastronomische Regeln.

Setze dich nie in engen Kleidern zu Tische und fliehe einen Nachbarn, der mehr zu essen vermag als Du. Ein Tischnachbar mit gesegnetem Appetit ist ein mitleidloses Ungeheuer. Selbst der Hungertod seines Nächsten kann

ihn nicht bewegen, die Schüssel aus der Hand zu geben, bevor er sie bis auf den Grund ausgebeutet. Uebrigens sei auch Du nicht übermäßig human und reiche deinem Tisch-Nächsten nicht eher die Platte, bis Du sie selbst geputzt. Setze Dich niemals neben einen Engländer, denn was ein solcher in Rindfleisch und Pudding leistet, geht über alle Erwartung. Wie im Handel, will er auch am Tisch alles für sich ansprechen. Setze Dich auch nie zwischen zwei dicke Personen; denn sie hemmen die freie Bewegung und Du mußt Dich dann wie ein von zwei Bergen eingeklemmter Fluß durchwühlen, wenn du fortkommen willst. Vermeide es auch, neben Damen zu sitzen; denn vor lauter Höflichkeiten und feinen Redensarten, vor lauter Tellerreichen und Präsentiren, kannst Du dann die Wünsche deines sehnsüchtigen Herzens nicht befriedigen und gehst mit unbeschreiblicher Reue und peinigendem Welschmerz von der Tafel.

Das unglückseligste Geschick ist es aber, neben einem Sonntagsgast zu sitzen, d. h. neben einem solchen, der sich die ganze Woche kasteit und aushungert und nur an Sonn- und Feiertagen die Table d'hote besucht. Ein solcher Sonntagsgast frißt für die ganze Woche, sowohl um den erlittenen Hunger zu befriedigen, als auch den Magen für die nächsten sechs magern Schöpfungstage

wieder zu verproviantiren. Der Sonntagsgast hält auf die Unschuld des Tellers und wischt ihn so blank, daß auch die gewissenhafteste Gewissenhaftigkeit keinen Makel mehr daran bemerkt. Ich hatte einst das Unglück, neben einem solchen Sonntagsgast zu sitzen. Er sah aus wie der Menschenhaß, und wenn eine Speise in seinen Wirkungskreis kam, arbeitete er dermaßen mit seinen rasenden Armen, daß er mir zwei meiner kräftigsten Rippen lädirte. Ich sage dir nochmals, mein lieber Sohn, hüte dich vor Sonntagsgästen!

Sei mild und freundlich gegen die Kellner. Censoren und Kellner können einem ehrlichen Herzen die schlimmsten Streiche spielen, wenn man sie reizt. Wie jener den Lebensfaden der Gedanken, kann dieser den Weg zu allem Guten, nämlich zu den schönsten Gerichten, unbarmherzig abschneiden. Ein freundschaftlich gesinnter Kellner ist nicht mit Gold aufzuwiegen, mein lieber Sohn! —

Ehe Du Dich zum Essen rüstest, untersuche Deine Waffen recht genau. Mit schlechten Instrumenten läßt sich nur schlecht operiren und eine zerbrochene Gabel, oder gar ein stumpfes Messer führen unvermeidlich zum Uebel.

Der beste Sitz ist unstreitig an der Spitze des Tisches.

Occupirst Du einen solchen, so verhalte Dich mit deinem rechten und deinem linken Nachbar zugleich, auf daß Du keine feindselige Stimmung gegen Dich erweckst, die Dir in einem ungünstigen Augenblick zum Nachtheile gereichen könnte.

Beherzige diese Lehren, mein lieber Sohn und bewahre Dir ein festes Gemüth und einen gesunden Magen; denn beide sind nothwendig, wenn man nicht an den harten Bissen dieses Lebens zu Grunde gehen will.

Der Teufel an seine Großmutter.

Meine vielgeliebte Großmutter!

Du wirst mir gewiß zürnen, daß ich dir so selten schreibe; allein ich habe da oben alle Krallen voll zu thun. Unser Agent Asmodei, der heut mit einem alten Wucherer zur Hölle fährt und dir dieses Schreiben überbringt, wird dir sagen, wie populär ich jetzt oben bin. Ich brauche wirklich die Menschen gar nicht mehr zu holen; ich brauche keine Kniffe und Pfiffe mehr anzuwenden, um dem Himmel eine Seele abwendig zu machen. Die gebratenen Seelen fliegen mir in's Maul und du siehst, die Frequenz in der Hölle ist jetzt so stark, daß diese bald nicht mehr Raum genug bietet.

Meine liebe Großmutter, ich muß ernstlich an Colonien denken; den Leuten wird die Unterwelt zu eng

und eine systematisch geordnete Auswanderung thäte gute Dienste. Nous verrons!

Du weißt, mein Reich fängt immer da an, wo die Cultur anfängt; mein Wirkungskreis ist daher seit Jahrtausenden hauptsächlich in Europa. Nur wollte es mir sehr lange in Deutschland nicht recht gelingen. Die blonden Gemüther Deutschlands, die sich an Gelbveigelein, an melancholischem Mondschein, an nebligen Wintermährchen und unschuldigem Kaffe ergötzten, hatten einen wahrhaften Abscheu vor mir. Wie ganz anders ist es jetzt! Mit Deutschlands Bädern bin auch ich in Flor gekommen und es ist mir, gelobt sei die Hölle! schon gelungen, die besten Heilquellen Deutschlands in die giftigsten Quellen des Unheils umzuwandeln.

Du weißt, daß nichts auf Erden so gewaltig ist, wie das Gold. Gold ist die Flamme, um welche der Mensch, wie die Mücke um's Licht, flattert. Es erwärmt ihn nicht; es verzehrt ihn. Durch Gold glaubt der Mensch sich den Himmel auf der Erde zu verschaffen; aber er bahnt sich nur durch dasselbe den Weg von der Erde in die Hölle. Keine Teufelei würde bei ihnen etwas ausrichten, wenn ich sie nicht erst dukatendick vergoldete. Vor reichen Teufeln haben sie einen gewaltigen Respekt und nur ein armer Teufel ist

so gut wie ein armer Mensch der Gegenstand ihrer Verachtung. Ich habe also seit urewigen Zeiten die Seelen nur an goldenen Angeln oder in goldenen Netzen gefangen. Da man aber in neuester Zeit da droben mit dem Geist der Zeit so schnell voranschreitet, so darf natürlich auch der Teufel nicht zurück bleiben. Daher hab' ich in den deutschen Bädern Filialanstalten der Hölle gegründet, Spielhöllen nämlich. Diese Töchterhöllen übertreffen die Mutterhölle an Eleganz und Comfort bei weitem und wenn einmal Jemand vom Teufel geholt werden soll, so ist es ein wahres Plaisir, hier geholt zu werden. Diese Spielhöllen machen mir aber ein doppeltes Vergnügen, weil sie in Deutschland bestehen; denn du weißt, daß die deutschen Seelen von jeher wegen ihrer Seltenheit in der Hölle sehr gesucht waren. Jetzt freilich werden sie im Preise sinken.

Ich erlebe wirklich durch diese deutschen Spielhöllen einen wahrhaft teuflischen Triumph. In Deutschland, meine vielgeliebte Großmutter, wo es eben so viel Stände als Titel gibt und wo selbst in Kirchen und auf Kirchhöfen der Adel und die Reichen abgesondert sitzen und liegen; in Deutschland, wo man mit der Uniform einen Charakter erhält und wo ein angestellter Schreiber sich höher dünkt, als ein unangestellter Schrift-

steller; kurz: in diesem Deutschland, wo die Menschen stufenförmig über einander gestellt sind, hab' ich es fertig gebracht, daß wenigstens in den Spielhöllen jeder Unterschied aufhört. Ja, meine theuere Großmutter, ich habe ein wahrhaft teuflisches Plaisir, wenn ich z. B. in der Wiesbadener Spielhölle, die Crême der haute volée und die Hefe des Pöbels, alte Männer und junge Frauen so gemischt unter einander am Spieltisch stehen, oder an denselben sich drängen sehe. Da sieht man nun die schwachen, armen, sterblichen Menschen mit glühenden Augen und klopfenden Herzen, bald auf das verhängnißvolle Roulet, bald auf das Antlitz des Croupiers blicken, das, kalt und starr wie ein Eisfeld, keine Spur einer Theilnahme oder Empfindung zeigt.

Mit zitternden Händen wirft das Nähmädchen den Gulden hin, welchen sie durch zehntausend Nadelstiche erworben; und zwanzigtausend Nadelstiche empfindet die Arme, wenn der Croupier die Münze einscharrt. Neben dieser Unglückseligen, die nach dem Verlust ihres sauerverdienten Geldes, am Ende noch gezwungen ist, den Weg alles Fleisches zu gehen, steht ein Komödiant, der die beste Rolle, in Händen hat, die er sich je erspielt. Er wirft dem Schicksal den Fehdehandschuh und dem Croupier die Goldstücke zu und nach einigen Minuten ist

seine Rolle ausgespielt und er tritt zerknirscht von den Brettern. Hastig drängt sich ein reicher Wucherer an seine Stelle und wirft das Gold hin, das er mit dem Jammer und dem grenzenlosen Elend vieler Familien erkauft; ich lenke die Hand des Croupiers und lasse den Wucherer die Taschen füllen, damit er noch reicher und noch schlafloser werde; damit er, genußlos über seinen Schätzen wachend, sie einst Erben zurücklasse, die an seinem Grabe Freudenthränen vergießen. Und immer dichter wird die Masse der Spielenden. Die Gold- und Silberstücke fliegen auf den Tisch; das Rad setzt sich wieder in Bewegung.

Lautlose Stille herrscht im Saale. Da fällt ein Schuß! — Und während die Croupiers die langen Harken ausstrecken und die goldene Saat einärnten; während die Spieler sich klopfenden Herzens zum neuen Wagniß rüsten: verblutet draußen im Schatten einer Trauerweide ein Jüngling, der nach dem Verluste seiner ganzen Habe sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Ja, meine theure Großmutter, ich habe ein teuflisches Plaisir an diesen Spielhöllen, die mir eine jährliche Rente von wenigstens 10,000 Seelen abwerfen. Was kann auch einen Teufel mehr entzücken, als wenn er ein menschliches Herz erst lange zwischen Hoffnung

und Zagen, zwischen Erwartung und Täuschung schweben sieht, bis es endlich bricht und verblutet? Es gibt keine größere Qual für den Menschen, als in demselben Augenblicke, wo er dem Glücke nachjagt, sich von dem Unglück verfolgt zu sehen, und wenn er endlich jenes zu erreichen glaubt, von diesem ergriffen zu werden. Das Hazardspiel ist eine solche Jagd, in welcher der Mensch Jäger und Gejagter zugleich ist. Die Erfindung des Hazardspiels gebührt mir und ich bin wahrhaft stolz auf diese Erfindung, die mir zeigt, daß die Hölle dem Himmel den Rang streitig macht. Niemand verläßt nämlich den Spieltisch, um in die Kirche zu gehen; Viele aber verlassen die Kirche, um am Spieltisch zu sehen, ob ihr Gebet in der Kirche gute Früchte getragen.

Indessen wäre es grenzenloser Egoismus von mir, wollt' ich den Erfolg dieser Spielhöllen mir allein zuschreiben. Vielmehr kann ich nicht genug die Bereitwilligkeit der deutschen Regierungen loben, die alles Mögliche anwenden, um meine höllischen Etablissements zur höchsten Blüthe zu bringen. Ich werde es ihnen auch gewiß einst danken. —

Seit einiger Zeit eifern zwar deutsche Schriftsteller gegen die Hazardspiele; aber darum kümmert sich in

Deutschland kein Teufel. Ja, die deutschen Schriftsteller, die in ihrem Eifer gegen die Spielhöllen so viel Tinte vergießen, mögen sich hüten, daß sie nicht selbst in die Tinte kommen. Der Teufel kann sich jetzt sehr leicht weiß brennen, während Engel sich so lange ärgern müssen, bis sie schwarz werden.

Ich hoffe dich, meine vielgeliebte Großmutter, nächsten Sabbath auf dem Blocksberg zu sehen und verharre mit wahrhaft teuflicher Liebe

Dein Enkel

v. Urian.

Beim Glase!

Lessing sagt: „Jeder Mensch hat seine eigene Meinung, so wie seine eigene Nase.“ — Trinken Sie, meine Herren! — Sehen wir nur das Treiben der Menschen auf der Erde und fragen wir uns, was eigentlich die Menschen wollen? so wissen wir nichts darauf zu antworten. Die Gelehrten aber, die sich gewöhnlich langer Nasen erfreuen, haben auch über dieses Thema eine lange Meinung. Sie behaupten nämlich, des Menschen höchster Lebenszweck sei die Erforschung der Wahrheit. Wir wollen hier nicht erwähnen, daß unsere Gelehrten, um uns irgend eine Meinung beizubringen, uns zugleich eine Nase drehen, oder ohne Metapher, daß sie uns zu Gunsten der Wahrheit sehr oft belügen. Wir fragen hier nur: Wo ist die Wahrheit zu finden? Und die Antwort ist: Im Wein! Ist das auch wahr? Wir wollen sehen! —

Die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen hat nicht der Affe, wie viele Naturforscher behaupten, sondern der Wein! — Trinken Sie doch, meine Herren! — Kaum zur Reife gediehen, wird er gestoßen, gerüttelt, mit Füßen getreten und auf die Folter gelegt, bis er seinen Geist — nicht aufgibt, sondern — von sich gibt. Je geistreicher er ist, desto mehr wird er gepeinigt. Aber damit sind die Quäler noch nicht zufrieden; sie treiben förmlichen Schacher mit seinem Talente. — Trinken Sie, meine Herren! — Als ein wahres Genie wird er in den Kerker gesteckt und muß, vom Kopf bis zum Hals in Pech, Jahre lang in dunkeln Räumen schmachten. Ein großer Geist wird aber durch Unglück und rohe Behandlung nicht schlimmer, sondern besser. So auch der Wein. Denn in den Kellern lebt er seiner innern Gedankenwelt und hier geht seine Geistesentwickelung der höchsten Stufe der Vollkommenheit entgegen. — Stolz, wie jedes Genie, ist auch der Wein. Den Plumpen, den Einfältigen wirft er in den Koth; den erhabenen, ihm verwandten Genius aber, trägt er hoch in die Wolken und raunt ihm himmlische Gedanken ins Ohr. — Trinken Sie, meine lieben Herren! — Wie jeder Geist, ist der Wein ein Feind der Lüge. Was aber ist die größte Lüge? — Es ist die Behauptung, daß die Erde still

stehe. Wie lange haben die Menschen dieser Lüge nicht geglaubt! Da nahm Gallileo Gallilei den funkelnden Pokal und trank, und trank und trank, bis seine ganze Vaterstadt mit ihren stolzen Thürmen und Pallästen, mit ihren graden Straßen und krummen Philistern, bis alles um ihn wie im fröhlichen Reigen wirbelte. Da gelangte er zur göttlichen Wahrheit, daß sich die Erde drehe, daß sie lustberauscht um das ewige Sonnenlicht hüpfe. Die feisten Männlein legten zwar den großen Geist auf die Folter, aber dennoch log er nicht. Denn er war erleuchtet von dem flammenden Geiste des Weines; drum sprach er: e pure se muove! — Trinken Sie, meine Herren!

Sie kennen wohl das Sprichwort: „Einem Trunkenen gehört die ganze Welt!“ das ist eine große Wahrheit! denn als einst der unsterbliche Christoforo Colombo die funkelnden Thränen seines Bechers weggeküßt, als er in demjenigen Zustande war, wo sich zwar gewaltige Zweifel der Beine bemächtigen, wo aber der Geist lodert von tausendfarbigen Himmelskerzen: da fehlte dem großen Genuesen ein gar gewaltiges Stück von seiner Welt. „Das muß ich mir doch holen!“ sprach er. — Trinken Sie, meine Herren! — Und er holte es trotz des Spottes und des Hohnes der Philister, und diese Havanna-Cigarre, die ich jetzt rauche, sie hab' ich dem großen

Weltentdecker zu verdanken. — Und was geschah einst in der edeln Stadt Mainz? — Ich will es Ihnen berichten. Dort saß eines Abends in seinem düstern Stübchen ein gar gewaltiger Mensch, Johannes Gutenberg benamet. Der hatte immer große Gedanken im Kopfe. Als er nun am selbigen Abend einige Flaschen reinen Ingelheimer geleert, da sprangen seine Gedanken als geharnischte Riesen aus seiner Stirn und wuchsen so hoch, daß sie die Decke des Zimmers und den Giebel und das ganze Dach des Hauses auseinander drückten, so, daß die goldenen Sterne hereinblickten in die dunkle Zelle des deutschen Mannes. Den Riesen aber ward's bald zu enge im Zimmer und sie wollten fort. Wohin? — Das weiß man nicht! Da erfand der wackere Mann eine gar listige Kette und sie wurden gefesselt und mußten den Menschen dienen zu jeder Zeit. — Trinken Sie, meine Herren! — Eine alte Hexe aber, Barbara Censura genannt, die war den Gedanken gram, daß sie den Menschen dienten. Und sie setzte sich auf einen Besenstiel und ritt zum Blocksberg, wo die ganze Hexenzunft einen gar gräulichen Lärmen verführete. Und sie bat den Junker Urian, ihr eine gewaltige Scheere zu schmieden, um damit den Gedanken die Köpfe abzuzwacken. Junker Urian willfahrete ihrem Begehr und machte ihr eine

Scheere, die reichte von Stolpe bis Trier und war ihr an Schärfe keine Schneiderscheere zu vergleichen auf dem ganzen Erdreiche. Und wo Frau Censura mit ihrer scharfen Nase einen Gedanken aufschnupperte, da ging's sogleich an ein Kopfabzwacken. Wollt' aber doch nichts nutzen; vielmehr wuchsen statt eines Kopfes mehr denn zwanzig Köpfe aus dem Rumpfe, so daß es ihr gar sehr zur innern Herzenskränkung gereichte und sie oft in vollem Aerger zum Teufel fuhr.

Was betrachten Sie meine Füße, hochzuverehrende Herren? Glauben Sie, daß der Mensch an Würde verliert, wenn er wackelt? hat nicht ein Esel vier gesunde Füße? Und geht der Esel nicht sicher und fest? Und hat Lord Byron nicht blos einen gesunden Fuß gehabt? Aber ist darum ein nüchterner Esel ein edleres Geschöpf als ein trunkener Byron? — Das mögen die Esel sich einbilden! — Schenken Sie ein, meine Herren! — Durch seinen Umgang erkennt man den Menschen. Das ist wieder eine Wahrheit! Was sollen wir von Leuten denken, die den Thee lieben? Gewiß sind solche Leute keines riesengroßen Gedankens fähig. Es sind sentimentale, versandete, mondsüchtige, zahme Wesen. — Was sollen wir von Leuten denken, die nur den Kaffee lieben? Gewiß sind sie philisterhafte, klatschlustige Naturen, denen

nichts so sehr am Herzen liegt, als die Gesundheit des Herrn Bürgermeisters oder die Frisur der Frau Gerichtsschreiberin. — Was sollen wir von Leuten denken, die den Schnaps lieben? — O meine hochzuverehrenden Herren! In dem übelklingenden, juchtenledernen Wort: „Schnaps" liegt die ganze Leibeigenschaft mit ihrem verruchten Scepter. Nein, der wahre Himmelstrank ist Rebensaft! — Trinken Sie, meine Herren! — Sehen Sie, hier stehen unsere treuen Brüder. Betrachten Sie den witzigen Kapellenberger! den stolzen, geistreichen und tiefdenkenden Scharlachberger! den sich genügenden genialen Rüdesheimer! Das sind Freunde, die es gut mit einem deutschen Kumpan meinen; denn der im Winkel dort mit der bleiernen Mütze ist ein Franzos, Namens Champagner. Er ist zwar ein wilder, aufbrausender Bursche; aber es steckt nicht viel dahinter. — Ich bitte Sie, meine Herren! lassen Sie den Ritter von Rüdesheim aus dem gläsernen Verließ. Nur einen vermiß ich hier, den ehrenfesten und gestrengen Dr. Johannisberger. Dieser Generalstabsarzt aller Leiden läßt sich die Visite mit 11 Gulden honoriren. Es ist ein unpopulärer Arzt. Immerhin! wenn er nicht kommen will, so laß er's bleiben! Meine Herren, tanzen Sie nicht so wild! Bleiben Sie fein ruhig sitzen! Warum lachen Sie, meine Herren?

Etwa gar, weil ich unterm Tische liege? O, nicht wo der Mensch ist, sondern was der Mensch ist, kann die Frage sein. Und was bin ich? O, ich bin nicht betrunken, Gott behüte! Trinken Sie, meine Herren! — Trinken — trinken —

Aus den Papieren

eines

Leihbibliotheks-Gehülfen.

Jeder Stand hat seine Plage! Das ist eine alte Wahrheit. Der Stand eines Spezereiladendieners ist gewiß kein süßer Stand, obgleich Kandiszucker und Raffinat eine große Rolle darin spielt. Es ist ein Stand, den alle Wohlgerüche Arabiens nicht versüßen können. Ja, es ist fast ein gottloser Stand. Denn da ein Spezereiladendiener so viel Umgang mit Talg und Oel hat, kann er leider keinen fleckenlosen Wandel führen. Von frühester Morgendämmerung bis zur spätesten Nacht muß er die menschliche Küche mit gutem Geschmack versehen. Kaum hat ihn der Käse in einen üblen Geruch gebracht, muß er sich auch schon zu miserabeln Häringsseelen herablassen, und kaum war er in der Gegend, wo die Citro-

nen blühen, jagt ihn eine alte Köchin gleich hin, wo der Pfeffer wächst. —

Der Stand eines Schneiders ist auch kein angenehmer Stand, obgleich ihm die Hölle selbst höchst ersprießliche Dienste leistet und die Blößen seiner Familie gratis verdeckt. Denn ein Schneider hat von der schiefen Richtung der Menschheit viel auszustehen und der Faden der Geduld darf ihm doch nicht reißen. Die geheimen Gebrechen der Sterblichen muß er mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken, und trotz aller verdrießlichen Auswüchse, darf er doch nie das Maaß verlieren.

Der Stand eines Nachtwächters ist gewiß auch kein angenehmer Stand; denn ein Nachtwächter ist der Antipode der Menschheit. Ein Nachtwächter gleicht dem deutschen Volke. Während Alles wacht und sich des hellen Tages freut, schließt er die Augen und schnarcht, und während Alles der süßen Ruhe pflegt, muß er in Wind und Wetter tauben Ohren singen. Ach, wer in der Finsterniß singt, hat noch nie sehr viel erreicht, und unter allen Nachtwächtern hat's nur einer weit gebracht, weil er nämlich so politisch war, keiner zu bleiben. Ein Nachtwächter gleicht auch einem Propheten. Der größte Theil hört ihn nicht und die Wenigen, die ihn hören, verwünschen ihn, weil er ihnen den Schlaf raubt. —

Staatliche Bibliothek Bamberg

Der Stand eines Setzers ist leider auch ein höchst unangenehmer Stand. Der Verfasser eines langweiligen Romans träumt in seiner Eitelkeit von Monumenten und Lorbeerkränzen und fühlt sich in dieser Eitelkeit höchst glücklich, und der Leser eines langweiligen Romans hat doch das schöne Recht, bei dieser großen Opiumfrage die müden Augen zuzudrücken. Der arme Setzer aber ist verdammt, die Langeweile buchstäblich zu genießen. Er muß nach dem Frevel so oft greifen als nach der Tugend und nach den Eheleiden so oft als nach dem Pantoffel. Er hat mit der Freiheit eben so viel zu schaffen, als mit der Sklaverei, und das Philisterthum macht ihm sogar mehr Mühe als das Himmelreich. Wie oft muß er bei der Treue und Unschuld ein Fragezeichen setzen! Er muß gar oft Bündnisse trennen und Dummheiten zehnmal auseinander legen.

Ja, der Stand eines Setzers ist ein höchst unangenehmer Stand. Die schönsten Blüthen des menschlichen Geistes muß er blätterweise zusammenklauben, und nach dem Unrath hirnverbrannter Köpfe alle Finger ausstrecken, und so verdirbt er sich den Genuß des Schönen und so wird er vom Widerwärtigen hundertfach beleidigt. Er kennt kein Gut auf dieser Erde als das Letterngut und muß jahraus jahrein für plumpe Bengel arbeiten. Und

hat er sein Werk vollendet, dankt ihm Niemand, und nicht sein Fleiß und seine Tugenden, sondern seine Fehler kommen an den Tag. Kein Verbrecher wird so korrektionel behandelt als ein Setzer.

Der Stand eines Metzgers ist ohne Zweifel ein sehr betrübter Stand. Ein Metzger muß sich an grausames Blutvergießen gewöhnen und Schafsköpfe gehörig zu behandeln wissen. Er muß das Herz und die Nieren des Rindviehs prüfen und wie ein ehrgeiziger Feldherr Schlachten zur Lieblingsneigung machen. Er darf die Menschheit nur von der fleischlich gesinnten Seite betrachten und muß grausam in den Eingeweiden unschuldiger Lämmer wühlen. Stets ist sein ganzer Geist darauf gerichtet, das Fleisch zu tödten und dennoch wird er nie für einen Heiligen erklärt. —

Ein bitterböser Stand ist auch der eines Souffleurs; denn so groß sein Verdienst, so groß ist auch der Undank, der ihm lohnt. Kaiser und Könige horchen auf ihn mit durstigem Ohre und schließt er den Mund, so verstummen die gewaltigen Beherrscher der Bretterwelt. In seiner Macht liegt es, die Weisen irre werden zu lassen und die großen Fürstinnen zum Falle zu bringen. Vom Anfange jeder Bühnenweltschöpfung war das Wort; aber das Wort war bei dem Souffleur und der Souffleur

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

war das Wort. Wo er aufhört, hört alles auf. Aber welche Stellung nimmt er ein? Wie ein miserables Knollengewächs ragt er höchstens einige Zoll aus dem Boden; aber während jenes wenigstens den freien blauen Himmel über sich hat, deckt ihn der plumpe Kasten, die blecherne partie honteuse aller Thalia-Tempel. Spricht er laut, bringt ihn das Publikum auf's unzarteste zum Schweigen, und spricht er leise, bringen ihn die Komödianten auf's unhöflichste zum Reden. Er gleicht den meisten Völkern. Die Fürsten, die irgend eine bedeutende Rolle spielen, spielen sie nur durch Hülfe ihrer Völker; dennoch schämt man sich ihrer. Man läßt sie so tief wie möglich stehen und wenn sie laut werden, bringt man sie durch Fußtritte zum Schweigen. Den armen Souffleur, der sich eifrigst bestrebt, daß Götter, Helden und Menschen nicht stecken bleiben, läßt man immer im Kasten stecken. Steigt Jemand in die Wolken, muß der arme Souffleur ihm noch die letzten irdischen Worte in den Mund legen und fährt ein Schuft zum Teufel, so ist der Souffleur der erste, welcher von dem Schwefelgestank heimgesucht wird. Ja, der Stand eines Souffleurs ist ein bitterböser Stand!

Den schwersten Stand unter allen Ständen, selbst die Meiningen'schen Landstände nicht ausgenommen, hat

Staatliche Bibliothek Bamberg

aber gewiß ein Leihbibliotheks-Gehülfe. Es ist schon schlimm, vor lauter Titeln keine Menschen kennen zu lernen; es ist aber noch schlimmer, vor lauter Büchertiteln kein Buch kennen zu lernen. Ich hab' es durchgemacht. So lange ich als Leihbibliotheks-Gehülfe fungirte, war ich nichts als ein schlanker Katalog mit eingefallenen Backen und langen Beinen. Jedes Nähmädchen wollte mich nachschlagen; jede Köchin wollte mich durchblättern. Ich hatte keinen Augenblick Ruhe und kam mir manchmal vor wie ein geplagter Heiliger, den die unvernünftige Menge mit Bitten und Forderungen betäubt. Bald verlangte ein Kammerkätzchen „die Wonnemonde der Liebe" von mir; bald mußte ich einem Ladenschwengel den „Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht" geben. In diesem Augenblick brachte mir eine Magd „das Kind der Liebe" zurück und im nächsten Augenblick mußte ich auf die Leiter steigen, um einem Bedienten den „Himmel der Ehe" herab zu holen. Kaum hatte ich einem Barbiergesellen „die zwölf schlafenden Jungfrauen" gereicht, so beklagte sich ein Bügelmädchen, daß die „weibliche Sittsamkeit" gar zu langweilig. Hier wollte ein Waschweib die „Schauderthaten in den finstern Schluchten der Apeninnen" und dort wünschte eine Wittwe den zweiten Theil von dem „ge-

duldigen Ehemann." Aber kaum hatte ich diese befriedigt, so bestürmte mich schon ein Dritter mit der Frage, ob „das Mädchen unter den Husaren" noch nicht zurückgekommen, und während ein Vierter tobte, daß „Unsere Zeit" so viel schmutzige Blätter habe, schalt ein Fünfter, daß in „der Liebe Tändeleien" die interessantesten und schönsten Seiten fehlten. Ja, ich war ein geplagtes Geschöpf!

Eines Sonntags nun dacht' ich, du hast die ganze Woche so viel Plackerei gehabt, greif' dich mal an, lieber Junge, und trinke ein gutes Gläschen. Gedacht, gethan! Ich verließ die Bibliothek und ging in ein Weinhaus. Du lieber Gott, das war eine Herzensstärkung! Ja, es ist ausgemacht, in einem guten Glas Wein schwimmen alle Herrlichkeiten und Seligkeiten. Mein bestaubtes Herz wurde rein gespült von diesem Göttertrank und ging wieder auf wie eine welke Rose nach einem warmen Frühlingsregen. Ich trank und trank und trank und trank, und jemehr ich trank, desto durstiger ward ich, und je durstiger ich war, desto mehr mußt' ich trinken. Bald hatte ich des Guten so viel gethan, daß ich die ganze Welt für eine Leihbibliothek ansah und die Menschen für schmutzige, vergriffene Schaudergeschichten. Aber selig war ich, so selig, daß ich mich selbst hätte

küssen können. In diesem Zustande ging ich nach Hause. Ich ging eigentlich nicht; ich torkelte auch nicht; ich ging torkelnd und torkelte gehend. Ich neigte mich bald zum rechten Centrum, bald zur äußersten Linken, von juste milieu war damals gar keine Rede bei mir. Endlich kam ich in die Bibliothek. Nun mußt du einen Schwank ausführen, Junge, rief ich, und fing an die Bücher, die nach einem gewissen System geordnet waren, untereinander zu mischen. Ich stellte einen Band eines Romans unter die Bände eines religiösen Werkes. Ich drückte einige Bände Jung Stilling in Voltaires sämmtliche Werke hinein. Ich stieß den Spieß in den Göthe und warf den Leibrock auf Jean Paul. Ich schleuderte einen Stahl auf Schiller und einen Stein auf Bürger und fügte Herdern einen Schaden zu. Kaum hatte ich aber diese Verwirrung angerichtet, als ich eine Bewegung wahrzunehmen glaubte. Diese Bewegung wurde immer stärker, und nach einigen Minuten fing es an zu murren, zu toben, zu heulen, zu zischeln, zu pfeifen, zu rasseln, zu singen, zu rumoren, zu rauschen, daß mir schier Hören und Sehen verging. Wunderbare und höchst absonderliche Gestalten stiegen aus den Brettern und wuchsen allmählig zu einer Riesengröße heran. Die Wände erweiterten sich in's Unendliche und die Decke erhob sich

bis zur Thurmeshöhe. „Die Glocke der Andacht“ fing an zu brausen und „die Posaune des jüngsten Gerichts“ zu schmettern. Die verweinte „Mimili“ ward von Faust verfolgt und „Marmorino, der edle Bandit“ kam mit der „Familie Schroffenstein“ in unangenehme Berührung; „Johanna, die Heldin der Bluthochzeit,“ warf sich auf „das Sopha“ und das „schöne Gespenst in fünfzigjährigen Wirkungen“ huschte in den Winkel, auf welchen „Rinaldo Rinaldini“ wüthend und racheschnaubend sprang. „Sebastiano der Verkannte“ warf sich der „Faustine“ zu Füßen und „der Jesuit“ umarmte „Wally die Zweiflerin“ und führte sie in „die schauervolle Mördergrube in den Abruzzen.“ „Die jüngsten Kinder meiner Laune“ liefen zu „Rektors Minchen“ und „der Naturmensch“ strauchelte und fiel auf „die Verirrungen des menschlichen Herzens.“ „Der Junker zum ersten Male in der Residenz“ gerieth auf „die Wege des Schicksals“ und stolperte über den „Schutt;“ und „Romeo und Julie“ liefen zu „Robert auf der einsamen Insel.“ „Die Löwenritter“ kämpften mit dem „Opfer des Herzens“ und „der gestiefelte Kater“ warf sich auf „die Elixire des Teufels.“ „Zadic“ vertrieb „die Stunden der Andacht“ und „Don Juan“ faßte „die Nonne von Appenzell“ und führte sie in „die Gemächer des Elends und des Jammers.“ Kurz, es war

ein solcher Teufelsspuck, ein solcher Höllen-Wirrwarr, daß mir Hören und Sehen verging. Ich konnte mich der herandrängenden Erscheinungen nicht erwehren und flüchtete von einer Ecke zur andern. Doch hier stieß mich „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" hinweg; dort gab mir „Fiesko" ein Tritt, daß ich schier zu Boden stolperte. Hier stach mich „die verhängnißvolle Gabel" und dort wollte „der edle Don Quijote von der Mancha" einen Kampf mit mir beginnen. Verhöhnt, verfolgt, gedrückt, gequetscht, verlacht, getreten und gestoßen, fiel ich endlich zu Boden und verlor die Besinnung. Als ich erwachte, mußte ich mich aus einem Haufen von Büchern empor arbeiten, die auf mir lagen. Statt, daß ich mich auf die schönen Wissenschaften hätte legen sollen, hatten sich die schönen Wissenschaften auf mich gelegt. Meine erste Freude gereichte mir zum gewaltigen Schrecken, doch kam ich mit einem blauen Auge davon.

Liebe und Liebhabereien.

In unserer Jugend leben wir der Liebe, dem „Glück ohne Ruh"; sobald die Jahre und die Täuschungen kommen, fliehen wir zur Liebhaberei, zur Ruhe ohne Glück. Unser Herz vermag nicht mehr ein theueres Wesen und in ihr das ganze All zu lieben; es widmet seine laue Neigung nur unvernünftigen Thieren oder leblosen Dingen, weil es von diesen nicht getäuscht werden kann. Jeder Hagestolz, jede alte Vestalin hat eine Liebhaberei; Kanarienvögel, Hündchen, Kätzchen, Meerschweinchen werden von ihren dürren Fingern gestreichelt und gehätschelt. Ich kenne einen Mann, der in seiner Jugend unglücklich geliebt und nun jede Regung seines Herzens nur den Tabaksdosen zuwendet. Er sammelt schon einige Decennien und man muß gestehen, sein Dosenmuseum ist überaus reich. Sie liegen alle nach Alter und innerem

Werth sorgfältig geordnet und so oft du ihn besuchst, mußt du dir tausenderlei Erklärungen, die er dir schon tausendmal von seiner Collektion gegeben, wiederum gefallen lassen. Er liebt auf Erden nichts als Dosen. Er hat so zu sagen nur ein dosensammelndes Dasein. Was er noch von menschlicher Leidenschaft fühlt, er fühlt es nur in Bezug auf Dosen. Er haßt dich, wenn du seine Dosen nicht bewunderst, und er beneidet dich, wenn du eine Dose besitzest, die ihm zur Completirung der Sammlung noch mangelt. Er hat seine Sammlung schon bis auf 369 Piecen gebracht; der Mann würde aber nicht ruhig sterben können, so lange er sie nicht bis auf 1000 vervollständigt. Ich kenne einen Andern, dessen ganze Neigung sich blos auf Federvieh erstreckt. Er kennt nichts Schöneres, nichts Edleres auf Erden als einen fetten Hahn, als ein starkes Huhn. Sein ganzer Hof wimmelt von blonden, braunen und schwarzen Hennen. Er trägt immer Hafer in der Tasche nach und wenn er irgendwo ein Hinkelchen erblickt, geht ihm das Herz auf und er wird vor Freude bis zu Thränen gerührt. Man muß diesen Mann nur im Hofe sehen. Mit welchem schmachtenden Auge betrachtet er da seine jungen, hoffnungsvollen Gänschen! Das Geschnatter ihrer grünen Schnäbel klingt ihm angenehmer in's Ohr als eine Bra-

vourarie der Kathinka Heinefetter, und ihr breiter watschelnder Gang, der Gänse nämlich, ist ihm eine größere Augenweide als der beschwingte Tritt der göttlichen Fanny. Ich bin fest überzeugt, daß sein Herz bricht, wenn ihm sein Lieblingskapaun krepirt; denn als voriges Jahr sein welscher Hahn etwas unwohl war, hatte der arme Mann keine heitere Stunde.

Ich kenne eine Dame, welche nur eine Seligkeit auf Erden kennt, und diese Seligkeit besteht in der Liebe zu ihrem Hündchen. Dieses Hündchen ist unstreitig die miserabelste Creatur auf Erden. Es besteht nur aus Knochen und Unarten, so daß man glauben sollte, es wäre ihm ein boshaftes Rezensentchen in den Leib gefahren. Dieses Hündchen, dessen Erzeuger ein wohlkonditionirter Pinscher und dessen Mutter dem hohen Geschlecht der Mopsiden entsprossen war, ist so lendenlahm wie der Witz eines alten Philisters und sieht so verkommen aus wie ein mittelalterliches Vorurtheil, und dennoch ist die Dame von den Vorzügen dieser vierfüßigen Erbärmlichkeit ganz entzückt und kein Mensch, so tugendhaft und liebenswürdig er auch sei, vermag sich in gleichem Grade die Zuneigung dieser Dame zu gewinnen. Sie lebt, sie fühlt und empfindet nur für ihr Hündchen. Es schläft an ihrer Seite und speist an ihrer Seite. Es wird mit

gebratenen Tauben gefüttert und mit Windsorseife gewaschen. Kein deutsches Genie hat noch je ein solches Leben geführt wie dieses Hündchen. Und wenn die Dame den Namen ihres lieben Hündchens nennt, was, beiläufig gesagt, in fünf Minuten fünfmal geschieht, so wird ihr Antlitz ganz verklärt und alle Runkelrübenzuckerfabriken Deutschlands enthalten dann nicht so viel Süßes als ihr sentimentaler Blick. Sie spricht mit ihrem Hündchen; sie tauscht ihre Ideen aus mit ihrem Hündchen und schwört jedem Menschen Haß, der ihr Hündchen nicht liebt, oder für dessen Tugenden nicht so begeistert ist wie sie. Und wenn sie mit ihrem lieben Hündchen ausgeht, wie sorgsam, wie wahrhaft mütterlich bewacht sie dessen Schritte! Wie fliegt ihr Auge links und rechts, wie wehrt sie die großen Hunde ab, wenn sie sich zu viel Vertraulichkeit mit ihrem Liebling erlauben wollen!

Als dieses Hündchen sich einst den Magen verdorben, wurden sämmtliche Aerzte aus der benachbarten Gegend herbeigerufen und die Dame wußte nicht recht, ob sie den Gegenstand ihrer Sehnsucht den Homöopathen, Allopathen oder Hydropathen anvertrauen sollte. Ja, sie war schon im Begriff nach Berlin zu reisen und Schönlein's Genie zum Heil ihres Lieblings zu Rathe zu ziehen.

Es gibt Andere, deren Liebe sich aus dem Herzen in

den Magen geflüchtet. Jedes Gasthaus ist ihnen ein Tempel der innigsten Andacht und sie besuchen diese Tempel sehr fleißig. Sie nennen das ihre Liebhaberei. Sie schwärmen für Austern und geräucherten Lachs; sie kennen keine größere Wonne als den Genuß einer guten Sauce und kein größeres Glück als eine gute Verdauung. Keine Kunst geht ihnen über die Kochkunst und von allen verehrungswürdigen Sterblichen verehren sie einen geschickten Koch am aufrichtigsten.

Wiederum Andere verlieren ihren innern Menschen ganz aus dem Auge und legen ihre größte Sorgfalt auf ihr Aeusseres. Der Kleiderschrank ist ihr Allerheiligstes, und wenn sie ausgezogen, sind sie nichts, als zweibeinige Thiere ohne Federn. Sie kennen keinen Wechsel auf Erden als den der Mode, und wenn man ihnen einst die Augen zudrückt, hinterlassen sie ihre Werke schmutzigen Trödlern.

Die Liebhaberei ist die arm gewordene Liebe. Wenn die Liebe bankrott macht, kommen die Liebhabereien. Die Liebe wiegt alle Liebhabereien dieser Erde auf; alle Liebhabereien dieser Erde aber vermögen nicht, auch nur eine einzige Stunde wahrer Liebe zu ersetzen.

Postillone und Wanderburschen.

Industrie ist die Losung unserer Zeit. Nicht nur daß neue Erfindungen für alte Bedürfnisse gemacht werden; es werden sogar neue Bedürfnisse erfunden, damit sie wieder die Industrie zu Erfindungen veranlassen. Geschwindigkeit aber ist Zweck und Ziel aller unserer Erfindungen. Wir gehen nicht, wir fliegen durch's Leben. Ueberall eine drängende Hast, ein hastiges Drängen. Wie das Thier unter der mit Sauerstoff gefüllten Glasglocke, leben wir, schnellathmiger, lebhafter, aber kürzer und unruhvoller. Nicht der Genuß selbst, sondern das Jagen nach demselben, scheint das Streben der Gegenwart, weil sie mehr an Uebersättigung, als an Hunger leidet. Hans Dampf ist jetzt nicht nur in allen Gassen, sondern in allen Ländern. Mit jedem Tage dehnen sich die Schienen mehr über unsern Erdball aus; mit jedem Tage bricht sich die wildkeuchende Lokomotive mehr Bahnen.

Sie fliegt durch Berge und Klüfte, durch Wald und Flur, und bald wird nichts mehr von ihrem Feuerhauche verschont sein. Ach, wir Menschen können nichts Neues schaffen, ohne Altes zu zerstören. Wir können höchstens nur auf Trümmer bauen.

Ein unaussprechlich wehmüthiges Gefühl ergreift mich, wenn ich bedenke, daß vielleicht noch vor dem Ende unseres Jahrhunderts ganz Deutschland von dem ehernen Netz der Schienen umsponnen sein wird, und daß dann zwei der poetischsten Menschenklassen nur noch dem Reich der Sage angehören werden. Ich meine die Postillone und die Wanderburschen.

Welcher Zauber liegt in dem Tone eines Posthorns! Welche Gefühle erweckt es in uns! Kein Instrument wird so sehr mißhandelt, und dennoch vermag uns kein anderes Instrument so zu ergreifen. Ja, eben in den falschen Tönen des Posthorns liegt der eigentliche Zauber, die eigentliche Lyrik, so wie die unorthographisch und ungrammatikalisch geschriebenen Liebesbriefe die eigentlich wahrhaften, die wahrhaft aufrichtigen sind; denn das Herz kennt keine Grammatik, und wo die Liebe anfängt, hört die Regel auf. Ein Postillon bläst nicht nach Noten. Er schließt sich nicht jahrelang von der Welt ab, um dann vor der Welt seine Virtuosität zu

zeigen. Er entwickelt sein Talent nicht in der Stille, um dann auf den hohlen Brettern und in den prächtig erleuchteten Salons als Genie zu gelten. Ihm ist der Ehrgeiz kein Sporn, der ihn wie ein Roß durch die Bahn des Lebens jagt. Er bläst nicht der Unsterblichkeit, sondern sich selbst zu Gefallen. In Sturm und Wetter, in Nacht und Nebel unter Gottes freiem Himmel, setzt er sein Horn an den Mund und bläst sein altes Lied mit der alten Liebe. Und wie manches zarte Herz pocht heftig; wie manche schöne Wange erglüht, wenn der Postillon sich hören läßt! Wie oft, freundliche Leserin, bist du schon an's Fenster geeilt, wenn du das Posthorn vernommen? Welche Erwartungen, welche Hoffnungen, welche sehnsuchtsvolle Erinnerungen haben dich dann nicht belebt! War dir der Postillon nicht vielleicht der Bote, dem dein Freund eine süße Kunde aus fernem Lande, einen feurigen Gruß aus einem andern Welttheile anvertraut? Vielleicht vernahmst du sogar in den Tönen des Posthorns die Nachricht, daß der Freund deines Herzens bald an deinem Herzen liegen wird, um sich nie wieder von dir zu trennen. Und wie manche liebende Mutter hat schon freudig gebebt, wenn sie das freundliche Posthorn vernommen, das ihr die Ankunft des Sohnes verkündete!

Aber nicht lange mehr wird es dauern, und das freundliche Posthorn wird verstummen müssen vor dem dämonischen, ohrzerreißenden Pfeifen der Lokomotive. Nicht lange mehr wird es dauern, und der letzte Postillon wird zu Grabe getragen werden, und man wird ihm sein Horn mit in die andere Welt geben und unsere Nachkommen werden auf seinem Leichensteine lesen: „Hier ruht der letzte Postillon." Schon jetzt liegt eine nicht zu verkennende Melancholie, eine bange Todesahnung in den Tönen des Posthorns. Es klingt fast wie ein schmerzlicher Scheidegruß an unser jetziges Geschlecht. Und daran hat der Dampf, der Dämon unserer Zeit, Schuld. —

Aber auch die Wanderburschen werden aufhören; denn man wird künftig nur einen Kopf, aber keine Füße mehr brauchen, um in der Welt fortzukommen. Die Wanderburschen sind eine unserem Vaterlande durchaus eigenthümliche und noch gar nicht genug gewürdigte Menschenklasse. Bei ihnen hat sich noch ein Rest von der Poesie des Lebens erhalten, die man bei Anderen vergeblich suchen wird. Mit dem Kotenstock in der Hand durchmessen sie die entferntesten Länder und bewahren überall den deutschen Sinn und das deutsche Lied. Ein großer Theil unserer Volkslieder verdankt nämlich unseren Wan-

derburschen sein Entstehen und seine Erhaltung. Die Wanderlust, ein den Deutschen eigenthümlicher Trieb, zeigt sich bei ihnen in der höchsten Gewalt. Sie haben nicht Ruh und Rast. Wo es ihnen am besten geht, fühlen sie sich am unbehaglichsten. Auch die deutsche Grobheit, jene starke Seite unserer Nationalität, wird durch sie gehegt und gepflegt. Fechten, Singen, Trinken und Prügeln sind die vier Elemente, aus denen ihre Welt besteht. Ihr Geselligkeitstrieb verbindet sie schnell auf's innigste, und schaarenweise, wie die Wandervögel, ziehen sie ihres Weges. Sie fechten gemeinschaftlich; sie singen gemeinschaftlich; sie trinken gemeinschaftlich und prügeln gemeinschaftlich. Wenn sie sich aber müde gesungen, wenn ihnen der letzte Heller ausgegangen und sich kein erklecklicher Gegenstand der Anfechtung bietet, ja, wenn sich ihnen Niemand zeigt, mit dem sie Händel anfangen können: prügeln sie sich selbst gegenseitig durch, aber in aller Freundschaft. Wie das Sohlleder wird auch die Wanderburschentreue erst durch oft wiederholtes Schlagen fest und dauerhaft. Die Studenten trinken, die Handwerksburschen prügeln gewöhnlich Brüderschaft. In solchen Freundschaftsbündnissen, die von den derbsten Knoten befestigt werden, zeigt sich so recht der Werth einer guten deutschen Haut, die erst weidlich gegerbt werden

muß, wenn sie auf dem Markte des Lebens etwas gelten soll.

Ich habe eine besondere Zuneigung zu den Wanderburschen; denn ein Wanderbursche war es, der mich in den Anfangsgründen der Liebe unterrichtet. Es war im Frühling 1830. Die Bäume standen in voller Blüthe und die Gänseblümchen hatten ihre schmachtenden Augen aufgeschlagen. Kokette Heckenrosen entfalteten ihre Reize vor dem leichtsinnigen Zephyr, und muntere Vögel zwitscherten die geheimnißvollsten Lieder. Es war ein Frühling, der die Knospen großer Revolutionen trieb, Knospen, aus denen die Prachtblume der Freiheit sich entwickeln sollte. Ich glaube, daß sogar die Vögel von dieser Prachtblume sangen; denn nie hab' ich sie wieder so kräftig, so begeistert singen hören. Ich hatte damals kaum das fünfzehnte Jahr überschritten; ich stand in der Blüthe der rosigen Flegeljahre und betrachtete die ganze Welt als mein Eigenthum. Ich schritt munter auf ein schlesisches Dörfchen zu, dessen Kirchthurmknopf in der Mittagssonne blitzte und das sich fast in der Mitte eines duftenden Tannenwäldchens befand. Es was Alles umher so still, so ruhig, als hielte die Natur ihre Siesta. Plötzlich dringt das bekannte Lied: „Nachtigall, ich hör' dich singen“ in mein Ohr.

Es lag eine solche Melancholie, eine solche Schwermuth in dem Tone, daß ich gewaltig davon ergriffen wurde. Als ich mich umsah, bemerkte ich, daß der Sänger ein Handwerksbursche war, der auf dem Boden ausgestreckt lag und mit dem Knotenstock im Sande schrieb. Es war ein schöner Junge mit großen blauen Augen und goldgelben Haaren, die ihm wild um das bleiche Antlitz hingen. Es lag so viel sanfter Schmerz, so viel Gutmüthigkeit in seinen regelmäßigen Gesichtszügen, daß ich sogleich die lebhafteste Theilnahme für ihn empfand. Ich setzte mich neben ihn, und als ich ihn um die Ursache seiner Thränen frug, die jetzt seinem Auge entquillten, rief er, statt der Antwort, nur den Namen: „Anna.“

„Wer ist denn diese Anna?“ frug ich den Trauernden.

„Anna,“ erwiederte der Bursche, „ist mein Mädel und wohnt in Neiße, wo die preußischen Gewehre fabrizirt werden. Sie hat dunkelbraune Augen und dunkelbraunes Haar; sie ist gewachsen wie eine Tanne und hat mir diesen Tabaksbeutel gestrickt. Sie hat mir auch zwei blanke Thaler in die Tasche gesteckt, als ich auf die Wanderschaft ging und hat mir geschworen, daß sie mich nicht vergessen wird.“

„Aber warum diese Thänen?“ fragte ich den Begeisterten.

„Das thut die Liebe,“ erwiederte er seufzend.

„Die Liebe?“ wiederholte ich gedehnt. „Was ist die Liebe?“

„Die Liebe,“ seufzte der Gefragte, „das ist ein schweres Uebel, von dem man nicht geheilt sein will. Wenn einem das Herz bricht und der Kopf konfus wird und wenn man keinen Appetit hat und immer an Anna in Neiße denkt, wo die preußischen Gewehre fabrizirt werden, das ist die Liebe. — Da sitz' ich nun hier,“ fuhr er fort, „und warte auf die „Fackel,“ die im Dorfe fechten geht, und wir haben doch heut noch drei lange Meilen zu machen. O du liebe Anna!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Fackel vom Dorfe herbeigesprungen kam. Nie ist mir wieder eine solche putzige Gestalt vorgekommen. Er war ein Kerl, lang und dünn wie ein Blitzableiter, mit glühendrothen Haaren, auf denen ein desperater weißer Filz sich unaufhörlich hin und her bewegte. Je näher er uns kam, desto lebhafter sprang er, so daß seine langen zeisiggrünen Frackschöße rechts und links in den Lüften flatterten. Noch keinem Schneider hat man sein Handwerk so leicht ansehen können wie dieser Fackel.

„Du lieber Himmel, was bin ich doch für ein Schockschwernöther!" rief die Fackel, als sie bei uns anlangte. „Das ganze Dorf hab' ich total ausgefochten."

Und mit diesen Worten schüttelte er Schinken, Butter, Brod und Käse aus einem Tuche und legte es vor den blonden Burschen.

„Ich glaube gar, du hast wieder geflennt," sagte er hierauf im feinsten Fisteltone. „Schlag dir die Dirne aus dem Sinn, du deutsches Gemüth. Ja, du bist ein deutsches Gemüth; denn du denkst immer an deine Liebe und hast dir seit Februar das Haar nicht mehr gekämmt. Die Schwärmerei erstreckt sich schon auf deinen Rock, der besonders an den Ellenbogen eine sehr schwache Gesundheit genießt. Friß, du deutsches Gemüth; wir müssen noch heut nach Prausnitz marschiren."

Das deutsche Gemüth berührte aber keinen Bissen, sondern betrachtete schwermüthig den gestrickten Tabaksbeutel und dachte an seine Anna in Neiße, wo die preußischen Gewehre fabrizirt werden. Nachdem die Fackel das ganze Magazin verzehrt hatte, packte sie das deutsche Gemüth beim Arm und schlug mit ihm den Weg nach Prausnitz ein.

Wie oft hab' ich seit jener Zeit an dich gedacht, du blondes deutsches Gemüth! Wie oft ist mir deine Er=

klärung von der Liebe in's Gedächtniß gerufen worden! Ja, wenn einem das Herz bricht und der Kopf konfus wird und wenn man keinen Appetit hat, das ist die Liebe. Wer weiß, wie es dir seit 1830 ergangen ist, du deutsches Gemüth! Vielleicht hat dich der Tod in einem verborgenen Winkel der Erde überrascht, fern von Neiße, wo deine Anna wohnt und die preußischen Gewehre fabrizirt werden. Vielleicht auch bist du, das Herz voll Sehnsucht, nach Jahren wieder in Neiße eingekehrt und da ist dir eine dicke, gesunde Frau mit einem muntern Buben oder Mädchen an der Hand begegnet und das war deine Anna, die sich während der Zeit mit einem soliden Bürger glücklich verheirathet hatte. Vielleicht hast du sie treulos und vergnügt wieder gesehen. Du aber bist ihr gewiß nicht treulos geworden; denn du sahest aus wie Einer, dessen Herz sich täuschen läßt, aber nicht täuschen kann und der auf dem Grabe seiner ersten Jugendliebe langsam hinstirbt. —

Es ist kaum glaublich, wie viel Herzlichkeit, wie viel Aufopferungsfähigkeit unter den Wanderburschen herrscht. Sie theilen Nahrung, Geld und Kleidung miteinander und haben keinen Begriff von der Eigensucht der Welt; daher findet man unter ihnen die eifrigsten Anhänger des Communismus. Trotz der cynischen Rohheit, die bei

ihnen nicht selten allzu stark ausbricht, bergen sie ein kerngesundes, für das Wohl und Weh des Nebenmenschen tief fühlendes Herz. Aber nicht lange mehr werden unsere Heerwege von diesen Wanderburschen belebt sein. Schon jetzt bemerkt man sie, besonders am Rheine, wo die Dämpfer und Lokomotive brausen, ziemlich selten auf der Heerstraße. Auf den Dampfbooten und in den Dampfwagen verlieren sie aber ihre ganze Eigenthümlichkeit, weil sie da weder singen noch fechten dürfen. Gewiß sieht noch dieses Jahrhundert den letzten Wanderburschen wie den letzten Postillon zu Grabe gehen und unsere Nachkommen werden dann so viele schöne und kräftige Volkslieder nur lesen können, die wir noch aus muntern Kehlen in der freien Natur haben singen hören. Der weltbeherrschende Dampf erstickt das Herz der Poesie. Der Zeitgeist selbst steht nicht mehr auf eigenen Beinen und wenn er fortkommen will, muß er zu den Dämpfern und Lokomotiven seine Zuflucht nehmen. Es ist aber eine große Frage, wem diese Dampf-Allgewalt schneller Erlösung bringen wird, der Menschheit oder den Pferden.

Langeweile.

Es gibt keine größere Qual als die Langeweile. Es gibt keinen größeren Schmerz für den Menschen, als wenn die Zeit seine Folter wird, wenn jede Stunde wie eine Marterzange, jede Minute wie eine Marterschraube seinen Geist zwängt und drückt. Unsere Philosophen, die alles erklären, was sie nicht wissen und was Jeder weiß, selten erklären können, haben uns Definitionen von allen irdischen und überirdischen Dingen gegeben. Sie haben uns mit einer Bestimmtheit vom Jenseits gesprochen, als ob sie geheime Sekretäre der Allwissenheit gewesen wären; sie haben die Zeit und die Ewigkeit, die Gottheit und die Menschheit genau zergliedert; sie haben das Unberechenbare berechnet, das Unsägliche gesagt, das Unbeschreibliche beschrieben. Aber über die Langeweile haben sie das geheimste Stillschweigen beobachtet. Wie

die Ewigkeit die Zeit der Unsterblichen, so ist die Langeweile die Ewigkeit der Sterblichen. Und wie sehr streben die Menschen, sich gegenseitig zu verewigen! Wie viel Anstalten und Vereine haben die Menschen nicht in's Dasein gerufen, um der langen Weile ihre Huldigungen darzubringen.

Wir schlagen unbarmherzig die Zeit todt; aber aus ihrem Grabe entsteht die rächende Langeweile, die uns mit tausend Riesenarmen faßt. Wir haben Abendunterhaltungen, wo der Geist der langen Weile auf der Oberfläche des Thees schwimmt, wo man nur den Mund, aber nicht das Herz öffnet, wo man viel spricht und nichts sagt, wo man nichts lobt als sich selbst und die Namen Anderer auf die Armesünderbank setzt. Wir haben Conzerte, wo die gequälte Harmonie nach Rache schreit und die Langeweile uns nach Noten foltert. Wir haben Theater, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist, wo wir zwar einen Sitz, aber die Sängerinnen keine Stimme haben, wo jedes Lustspiel zum Trauerspiel, jedes Trauerspiel zum Lustspiel und die edle Kunst zur ordinären Posse wird. Da schleicht denn das Gespenst der getödteten Zeit langsam von dannen und die rächende Langeweile, die uns auf die Fünfakten-Folter einer Birch-Pfeiffer'schen Tragödie gelegt, läßt uns nicht eher los, bis uns die

letzte Scene die letzte Hoffnung auf einen Kunstgenuß benommen.

Wir haben auch große Gesellschafts-Essen, wo erst Jeder den Geist aufgibt und dann Toaste ausbringt, wo man mit vollem Magen das Andenken der großen Deutschen ehrt, die das große Deutschland verhungern ließ, wo man erst viel Wind macht und dann in Sturm kommt, wo man der Gespräche eher satt wird, als der Speisen, weil diese sehr stark und jene nur sehr schwach gewürzt sind. Aber auch hier, wo man die unschuldige Zeit meuchlings gemordet, steigt wie Banquos Geist, die Langeweile hinter der Tafel empor und bringt die Zecher zum Gähnen. —

Am meisten rächt sich aber die Langeweile an den Großen dieser Erde. Fürsten, die nur an Hirsch- und Vergnügungsjagden denken, die sich und ihren Günstlingen große Paläste und ihrem Volke große Luftschlösser bauen lassen; Fürsten, die vor lauter Schmeicheleien die Klagen und Forderungen der Unterthanen überhören; Fürsten, die sich zu erniedrigen glauben, wenn sie sich einmal helfend zur gedrückten Unschuld herablassen und sich am höchsten dünken, wenn das Volk am niedrigsten: kurz, solche Fürsten, die im Buche der Geschichte nur ein leeres oder blutiges Blatt zurücklassen, werden von der

langen Weile am meisten gefoltert. Nirgends wird so viel gegähnt als in den Prunkgemächern der Großen, wohin die Wahrheit entweder gar nicht, oder nur leise auf den Zehen gelangen kann und wo man die Worte erst versüßen muß, wenn sie gehört werden sollen.

Unter den Mitteln, die Qual der langen Weile zu verbannen, gehört die Lektüre, die Nahrung des Geistes; denn die Langeweile ist der Hunger desselben und die Journalistik ist das tägliche Brod, welches die Journalisten dem Publikum bescheeren müssen. Ihr armen Journalisten, wie wenig Dank erwartet euch! Wenn Ihr auch mit noch so viel Mühe den literarischen Sauerteig durcheinander knetet und mit attischem Salze zu würzen sucht, es wird euch nicht belohnt. Wahrlich! wenn das Publikum wüßte, wie sehr ein Journalist sich erst selbst langweilen muß, bevor es ihm möglich ist, nur in etwas die Langeweile seiner Leser zu mildern, es würde gerechter gegen ihn sein. Was ist ein Journal anders als ein Waschzettel, der die schmutzige und reine Wäsche der schönen Wissenschaft aufzählt? Wie viel literarische Schlafmützen, wie viel lyrische Nachtjacken, wie viel tragische Vatermörder muß ein armer Journalist durch die Lauge ziehen? Aber er ist nicht blos verdammt zu waschen; er muß auch flicken und

ausbessern. Wenn du, o menschenfreundlicher Leser, die Beiträge sähest, die einem geplagten Journalisten nur während eines Monats zukommen, du würdest staunen, über die Tinte, die in Deutschland vergossen wird, über die vielen Federn, die in Deutschland von stumpfen Geistern stumpf geschrieben werden. Bald sendet ihm ein junges Talent ein Gedicht „an Sie," dem er die überflüssigen Füße amputiren muß, dessen Inhalt so weich wie zerlassene Butter, und dessen Sprache so hart wie der Eselskinnbacken, mit dem Simson einst die tausend Philister todt geschlagen. Bald muß er durch das irdische Jammerthal einer Tendenznovelle wandeln und bald wieder durch den Sumpf einer Korrespondenz waten. Und wie sehr wird ihm seine eigene Produktion erschwert. In Paris und London, wo die Politik und die Spitzbuberei im Großen getrieben wird, hat ein Journalist nie Mangel an Stoff. Er braucht dort keine Bücher, sondern nur Gesichter zu lesen und die gebratenen Aufsätze fliegen ihm gleich in's Maul. Wenn Herr Guizot vor seinem Fenster vorüberfährt und etwas melancholisch aussieht, kann er sich gleich an den Pult setzen und über die Ursache dieses melancholischen Aussehens unzählige Spalten füllen; und wenn ein englischer Journalist ein sanftes Lächeln um die Lippen Robert Peels bemerkt, hat

er gleich Anregung zu den interessantesten Artikeln über die Kornbill, über Irland, über die Töchter Rebeckas und über den chinesischen Handel. Aber in Deutschland, das so reich an Erwartungen und so arm an Erfüllungen; in Deutschland, das die stärksten Federn und die schwächsten Flügel hat; in Deutschland, wo man nur schweigt, oder höchstens aus dem Schlaf spricht und wo keine Hauptstadt die Tugenden und Laster des Volkes vereinigt: da ist es dem Journalisten fast unmöglich, seinem Blatte ein allgemeines Interesse zu verleihen. Ein deutscher Journalist kann zuweilen einen ganzen Tag am Fenster stehen, ohne nur die geringste Anregung zu einem Artikel zu finden.

Und wenn er auch alle Pflastersteine und Fensterscheiben genau zählt und wenn er auch genau weiß, wie viel groben Marino sein Nachbar zur Rechten, und wie viel Kanaster mein Nachbar zur Linken täglich konsumirt; und wenn er auch an Sonn- und Feiertagen mit wahren Argusaugen die geputzten Schönen betrachtet und in die geheimsten Geheimnisse der weiblichen Toilettenpolitik eindringt; und wenn er auch jeden Separatartikel kennt, welcher in den Kabinetten der schönen Mächte zur Unterjochung der Männer entworfen wird; und wenn er auch jede Schneidermamsell kennt, mit welcher jene Mächte

Allianzen geschlossen; und wenn er auch ganz genau weiß, wie viel jede unserer Damen von ihrer Constitution sich selbst, und wie viel sie den auswärtigen Hülfsmächten der Putzmacherinnen, der Friseurinnen und Nätherinnen zu verdanken hat: was kann ihm dies nützen? Mit seiner ganzen naseweisen Neugierde verliert er so lange die theuere Zeit, bis er auch die deutsche Geduld verliert, sich ärgerlich an den Pult setzt und, von der größten Langeweile geplagt, einen Aufsatz über die Langeweile schreibt, der gewiß nie ermangelt, bei den Lesern dasjenige zu erregen, welchem er, der Aufsatz nämlich, sein trauriges Dasein verdankt. —

Eine Fabel.

Als einst ein großer Poet in seinem stillen Kämmerlein saß und an einer seiner neuesten, gelungensten Dichtungen feilte, sprach die Feder in seiner Hand: „Was wärest du, o Dichter, ohne mich? Du erfassest mich und mir entströmen die Gedanken. Du nagst an mir und freudig opfere ich mich dir auf, damit dir das Werk gelinge. In der That! was wärest du ohne Feder?“

Kaum aber hatte die Feder geendigt, als sich eine Stimme aus dem Tintenfasse vernehmen ließ: „Was wärest du ohne mich, den Lebensquell aller Poesie und Begeisterung? Was sich verwirrt und gestaltlos in deiner Stirne regt, erhält durch mich erst bestimmtes Leben, und willig vertrocknet mein Quell vor dem Hauche deiner Gedanken. In der That, was wärest du, o Dichter, ohne Tinte?“

Die Stimme aus dem Tintenfasse hatte kaum ge-

sprochen, als sich auch ein langer Papierbogen majestätisch aufrichtete und den erstaunten Poeten folgendermaßen anredete: „Was wärest du ohne mich, ohne das Papier? Weiß wie die ewige Unschuld lieg' ich vor dir und gebe mich willig deinen Phantasieen hin. Alle deine schönen und wilden Träume halt' ich fest gebannt und bewahre deine flüchtigsten und innersten Gedanken, daß du dich durch mich erst recht kennen lernst. Ich bringe deinen Namen auf die Nachwelt und deßwegen hast du mir am meisten zu danken."

Der Jüngling war eben im Begriff zu antworten, als die Lappen, an denen er die Feder abzuwischen pflegte, zu kreischen anfingen: „Was wärest du, o Dichter, ohne Lumpen? Wenn du schon dem Papier so viel von deiner Unsterblichkeit zu danken hast, um wie viel größer sollte deine Dankbarkeit gegen uns Lumpen sein, die wir doch dem Papier das Dasein gegeben. Sind wir Lumpen nicht die Ahnen aller Bücher? In der That, was wärest du ohne uns? Was wäre der größte Dichter ohne Lumpen?

Da entbrannte der Zorn des Jünglings. Er erfaßte zuerst die Feder und begann: „Du willst Dank von mir, du feile Sklavin? Bist du es, die mir Würde gibt, oder bin ich es, die dir Würde verleiht? Was

wärest du in der Hand eines feilen Wichtes? Gibst du dich nicht eben so willenlos her zu einem blutigen Urtheil, wie zu den süßen Seufzern der Liebe? Bist du nicht eben so sklavisch in der Hand eines völkerunterjochenden Tyrannen, als in der Hand des Wohlthäters, des alles aufopfernden Menschenfreundes? Schnöde Sklavin, ich zertrümmere dich."

Und hiermit zerpflückte er die Feder und warf sie in den Winkel. Dann ergriff er das Tintenfaß und begann: „Du finsteres Naß, dir sollt' ich verpflichtet sein, ich, der ich mit dem besten Blute meines Herzens schreibe? Gibst du dich, Sklavin Tinte, nicht der Sklavin Feder hin nach ihrem Willen? Elende Sklavin einer Sklavin, ich vernichte dich!" Und mit diesen Worten warf er das Tintenfaß heftig an die Wand, daß es zersplitterte, nahm dann den Bogen Papier und sprach: „Was brüstest du dich mit deiner Keuschheit, schmähliches Blatt, und begehrst, daß ich dir für eine Wohlthat danke, die ich dir erzeuge. Was wärest du ohne mich und was deine gepriesene Unschuld? Lägest du nicht vielleicht jetzt unter den Händen eines Schurken, der dich voll Schmutz, Lüge, Gemeinheit und Verleumdung in die Welt schickte, damit du den häuslichen Frieden zerstörest, oder die zarte Unschuld vergiftest? Fort, undankbares Blatt!" Und

mit diesen Worten zerriß er den Bogen und warf die Fetzen in den Staub.

„So wäret ihr nun, Feder, Tinte und Papier vernichtet durch euern Dünkel,“ fuhr er fort; „doch ihr elende Lumpen, ihr, die ich nicht vernichten kann, weil eure ganze Existenz nur aus Vernichtung besteht; ihr, die ihr Lumpen bleibt und wenn ich euch auch in Millionen Fetzen zerrisse, euch anzufassen vermag ich nicht. Euch, welche eine reine Hand zu berühren scheut, euch sollte der Genius, der mit feurigen Schwingen durch himmlische Sphären schwebt, euch Lumpen sollte der Künstler danken müssen für dasjenige, welchem er sein irdisches Glück opfert?“ — —

Brief eines japanischen Kosmopoliten
an
seine Geliebte.

Schon oft, mein theueres Mädchen, hab' ich über das Wesen der Liebe nachgedacht, über jenes unbeschreibliche Gefühl, welches uns so ganz verwandelt, daß wir uns selbst nicht wieder erkennen. Ach, mein liebes Mädchen, die Liebe ist höchstens ein angenehmes Unglück; sie bringt uns mehr Schmerz in der Freude, als Freude im Schmerz. Sie gleicht dem überzuckerten Kalmus; sie hat eine dünne süße Schaale, aber einen festen bittern Kern. Ich glaube, unsere Liebe ist die Frucht ewiger Glückseligkeit, die aber nicht auf dieser kalten Erde, sondern vielleicht erst jenseits in wärmeren, reineren Lichtsphären reifen kann. Manche behaupten auch, die Liebe sei eine gefährliche Herzkrankheit, von welcher glücklicher

Weise nur wenig Menschen befallen werden. Das einzige Mittel gegen diese Krankheit sei aber die Ehe. Nach meinen Erfahrungen, die ich bisher im civilisirten Europa gemacht habe, kann ich dieser letzten Behauptung nur beistimmen. Glaube aber nicht, mein theueres Mädchen, daß man dieses Mittel hier anwendet, wenn die Krankheit schon ausgebrochen; im Gegentheil: man knüpft hier die Ehe, bevor sich noch die Liebe gezeigt. Die europäischen Ehen sind meistens Präservativmittel gegen die Liebe.

Große Philosophen haben behauptet, man könnte den Bildungsgrad eines Volkes nach dem Standpunkte ermessen, den bei ihm die Frauen einnehmen. Ich habe mir dies zu Herzen genommen und auf meinen Weltfahrten immer jenen Standpunkt in's Auge gefaßt. Bei den Beduinen in der syrischen Wüste stehen die Mädchen in sehr hohem Werth. Wenn dort ein Jüngling auf die Idee kommt, eine Gattin heimzuführen, so geht er zu irgend einem mit Töchtern gesegneten Vater und kauft ihm eine Tochter ab. Der Kauflustige gibt aber selten baares Geld für seine Zukünftige, sondern er tauscht sie ein und zwar um Vieh aller Art. Ist das Mädchen schön, so gibt sie der Vater nicht unter zwei Kühen, oder einem Kameele los; ist sie sehr schön, so findet sich leicht

ein Bewerber, der dem Vater zwei oder wohl gar drei Kameele zuführt. Wer dort mit vielen Töchtern gesegnet ist, der hat auch einst den schönsten Viehstall zu hoffen. Im civilisirten Europa sind aber die Töchter nichts werth, ja, der Vater muß sogar noch Geld geben, um sie los zu werden. Im civilisirten Europa werden die Mädchen an den Wenigstnehmenden versteigert. Ein Vater betrachtet also seine Tochter als ein wahres Unglück; hat er nun gar ein halbes Dutzend Töchter, so kannst du dir leicht denken, wie sehr er nach Männern haschen muß, die ihm das Unglück abnehmen. Hat der Vater aber kein Geld, so kann er natürlich das Unglück nie los werden.

Es gibt hier zu Lande große Pensionsanstalten, Anstalten nämlich, in welchen sehr viel Unglück beisammen ist; hier wird das junge Unglück groß gezogen und herangebildet. Ein Unglück, das nicht in einer solchen Anstalt gewesen, ist gar kein wahrhaftes Unglück.

Du wirst mich nun fragen, was eigentlich ein Mädchen in diesen Häusern lernt? Und ich muß dir gestehen, daß ich sehr verlegen bin, dir diese Frage erschöpfend zu beantworten. Doch will ich's versuchen.

Sobald ein Mädchen die Schwelle einer solchen Anstalt betreten, wird ihm ein bedeutungsvolles, inhalt-

schweres Wort an's Herz gelegt. In diesem Worte liegt der Inbegriff seiner ganzen Zukunft, die Seele seiner ganzen Bestimmung. Dieses Wort heißt: weiblicher Anstand. Unter dem weiblichen Anstand versteht man aber in den Pensionsanstalten die Kunst, nach streng vorgeschriebenen Regeln zu scheinen, was man nicht ist und zu sein, was man nicht scheint. Nach diesen Regeln muß der Spiegel des Gesichtes die Züge des Herzens verkehrt wieder geben. Das Mädchen muß angenehm lächeln, wenn es sich ärgert und es muß schmollen, wenn es sich im tiefsten Innern freut. Es muß nach bestimmten Vorschriften die Augen niederschlagen und nach gewissen Methoden schamroth werden. Es muß die Muttersprache und die Sprache des Herzens vergessen und in einer fremden Zunge fremde Gefühle sprechen lernen. Es muß musikalisch nießen und nach Noten seufzen. Als lustiger, lebensfroher Schmetterling wird das Mädchen gewöhnlich in die Anstalt gebracht, und verläßt diese nicht früher, als bis es sich in eine Puppe verwandelt hat.

Sind nun achtzehn Lenze über das Haupt des Mädchens hinweggegangen, so ist das Unglück reif, und die Eltern müssen es sich vom Halse schaffen. Der besorgte Vater sieht einen jungen Mann und fragt ihn: „Willst

du mir mein Unglück abnehmen?" Der junge Mann lächelt und spricht: „Ich brauche dreißigtausend Gulden und wenn du mir diese Summe gibst, so will ich aus Dankbarkeit dich von deinem Unglück befreien." Beide werden nach langen Unterredungen und vielfachen Vermittelungen Handels einig. Der junge Mann nimmt das Geld und das Unglück; der Priester spricht den Segen und die Ehe ist geschlossen.

Du kannst leicht begreifen, daß der Ehemann erst nach der Hochzeit sein Unglück genau kennen lernt. Im civilisirten Europa ist daher die Ehe ein langwieriger Krieg auf Tod und Leben, bis der ewige Friede zwischen dem Ehepaar vermittelnd auftritt. In diesem Kriege bleibt die Frau gewöhnlich Siegerin; denn eine Frau im civilisirten Europa ist Arsenal und Kriegerin zugleich. Sie besteht eigentlich aus lauter Waffen, die sie je nach den verschiedenen Angriffs- und Vertheidigungsplänen meisterhaft zu führen versteht. Die civilisirten Frauen schärfen diese Waffen an ihrem Verstande und selten fehlt ihnen der Sieg, wenn sie den Krieg beginnen wollen.

In den Flitterwochen machen die Frauen blos Manöver. Sie lassen die Truppen ihrer glänzenden Liebenswürdigkeiten vor dem jungen Gatten im Parademarsch

vorbei defiliren. Der Himmel ist heiter und in der klaren Sonne blitzen und flimmern die Waffen auf's prächtigste. Der entzückte Gatte ist reicher im Gewähren, als die Frau im Verlangen. Er liest ihre Wünsche, selbst wenn sie noch so undeutlich in ihrem Antlitz geschrieben sind und sie scheint ihm zu grollen, daß er sich zu freigebig zeigt. Der Barometer der Liebe zeigt anhaltend schönes Wetter.

Die Flitterwochen sind vorüber. Der Gatte liest jetzt mehr die Conto's in seinen Handlungsbüchern, als die Wünsche im Antlitz seiner Frau. An dem Himmel ihrer Stirne zeigt sich ein Wölkchen. Der Barometer der Liebe fällt um einen Grad. Der Gatte erschrickt; er bringt ihr einen schönen Shawl. Das Wölkchen schwindet; die Sonne scheint wieder. Mehrere Monate vergehn; die Wölkchen häufen sich. Der Gatte erschrickt nicht mehr. Da vereinigen sich die Wölkchen zu einer schweren Gewitterwolke. Es droht ein Sturm. Der Gatte zieht die Segel ein. Er lavirt. Der Sturm legt sich endlich. Der Barometer steht auf veränderlich. Der Gatte wird aber nach und nach gegen diesen Witterungswechsel sehr abgehärtet. Wie ein erfahrener Seemann, fährt er auf den bewegten Wellen des Ehestandes herum, oder er bleibt in dem Sicherheitshafen der Geduld ruhig liegen.

Die Geduld, mein vielgeliebtes Mädchen, ist das Universalmittel gegen alle irdischen Leiden. Die Geduld macht feuerfest und wasserdicht; sie schützt gegen die Kälte der menschlichen Selbstsucht und gegen die giftigen Bisse der Verleumdung. Die Geduld ist die Stiefschwester der Hoffnung; sie ist aber besser als diese. Während die Hoffnung sich grün macht und falsche Wechsel auf die Zukunft ausstellt, sagt uns die Geduld in ihrer Aufrichtigkeit, wie arm wir sind und lehrt uns die schweren Lasten der Gegenwart ertragen. Geduld ist der Muth der Schwachen. Wenn die Geduld nicht wäre, so würde die Verzweiflung Selbstherrscherin der ganzen Erde sein. Wenn die Geduld nicht wäre, gäb' es fast so viel Ehescheidungen als Hochzeiten; wenn die Geduld nicht wäre, könnten nicht so viel Schafe in einem Stall und nicht so viel Beamten in einem Lande leben, und wenn die Geduld nicht wäre, würdest du, meine theuere Freundin, diesen Brief weit schneller bei Seite gelegt haben, als ich ihn geschrieben.

Ueber Deutschland.

(Fragmente aus Briefen. *)

I.

Es gibt kein beneidenswertheres Volk auf Erden als das deutsche; denn es lebt in ewiger Kindheit. Das deutsche Volk braucht zu seiner größten Glückseligkeit nur ein Steckenpferd und einige Nürnberger Spielsachen, und an diesen hat es, Dank dem lieben Gott und den deutschen Regierungen! noch nie Mangel gelitten. Glaube, Liebe und Hoffnung, jene Drillinge, die das Leben verherrlichen und den Tod verklären, sind die geliebten Kinder der blondlockigen Germania.

Es gibt kein Volk, das nicht glaubt; aber es gibt kein

*) Diese Fragmente sind der Ueberrest einer größern Briefsammlung, welche durch Versehen ein Raub der Flammen geworden.

Volk, dessen Glaube dem deutschen gleich käme an Festigkeit und Unerschütterlichkeit. Der deutsche Glaube ist ein Universalgenie; man kann ihn zu allen Dingen gebrauchen. Was glaubt der Deutsche nicht? Er glaubt an die Unfehlbarkeit der deutschen Regierungen eben so fest, wie an die Unsterblichkeit der Seele; ja, er glaubt nicht blos, daß ein König von Gottes Gnaden die Völker beherrsche, sondern auch, wenn die deutschen Regierungen es wollen, daß der liebe Gott von Königs Gnaden die Welt regiere, daß der himmlische Thron nur der Fußschemel der irdischen Throne sei. Der erste Glaubensartikel im politischen Katechismus der Deutschen ist: „Hören, Sehen und Schweigen."

Die deutschen Regierungen wägen Alles sehr genau. In eine Schale der Wage legen sie ihren Willen und in die andere den blinden Gehorsam, und die Zunge des Volkes muß genau die Mitte halten und darf sich nicht regen. Und der deutsche Glaube hält dieses für die Wage der Gerechtigkeit. Nur an einem zweifelt der Deutsche — an seiner eigenen Kraft, die er noch nie brauchen gelernt. Der Deutsche gleicht einem Stier, der sich willig binden ließ und nun über die eignen Füße stolpert. Jeder Zoll an ihm wird von einem Strick gefesselt. Man macht ihm aber weiß, diese festen Stricke

seien leichte, flatternde Rosenbande, und der Deutsche glaubt es und der Glaube macht selig. Wahrlich, es ist kaum begreiflich, wie viel sich der Deutsche aufbinden läßt; keine Lüge ist frech genug, daß sie die deutsche Glaubensfähigkeit nicht für lautere Wahrheit hielte. Der Deutsche nimmt alles auf Treu und Glauben an; daher gehört so wenig Geist dazu, um einen Deutschen zu betrügen. Man lese nur gewisse deutsche Zeitungen und sehe das Gewebe von Lügen, das täglich vor deutschen Augen aufgerollt wird! Das ist durchaus kein feines Gewebe, in welchem die sichtbaren Fäden der Wahrheit mit den feinen unsichtbaren des Luges so kunstreich durchflochten sind, daß sie auch das scharfsichtigste Kennerauge täuschen können: nein, es ist ein plumpes Gewebe von lauter groben Lügen, welches jeder Blick gleich erkennen würde, der nur um etwas schärfer als der deutsche. Man hat sogar den gutmüthigen leichtgläubigen Deutschen weiß machen wollen, Sibirien sei das Land, „wo im dunkeln Hain die Goldorangen blühn" und wo Jeder von einem gewissen Zauber so sehr gefesselt wird, daß er es nie wieder verläßt, wenn er es einmal betreten. Herr Staatsrath Gretsch, ein Deutscher, hat auch gesagt, daß die Knute durchaus kein Marterwerkzeug, sondern ein schlanker Lilienstengel, welcher im gesegneten Rußland

wild wachse. In der Hauptstadt Frankreichs aber, wo man die Lilien nicht leiden kann, wollte man freilich dem Messias Gretsch mit seinem Enthusiasmus für russische Glückseligkeit leider kein Gehör schenken. Die bösen Franzosen waren sogar unbegreiflicher Weise eher von der Wahrhaftigkeit des französischen Buchs „la Russie“ des Herrn von Custine, als von der deutschen Schrift des Herrn Staatsraths Gretsch überzeugt. Die verblendeten Franzosen!

Viel stärker noch als der deutsche Glaube ist die deutsche Liebe. Man kann gar viele Dinge lieben auf dieser bösen Welt, das Geld, den Ruhm, die Kunst und schöne Frauen; der Deutsche aber liebt außer Sauerkraut und Ordensbänder, seinen angestammten Herrscher. Es ist dies ohne Zweifel die schönste Liebe, weil es die einzige Liebe ist, die keine Eifersucht kennt. Der Deutsche liebt nicht sein Vaterland, sondern den Vater seines Landes, und da Deutschland über dreißig solcher Väter hat, so kann man sich leicht denken, wie viel loyale Liebe in Germanien konsumirt wird. Wenn man in deutschen Zeitungen von dieser loyalen Liebe hört, sollte man meinen, ganz Deutschland sei eine Zucht-, Correktions-, Detentions- und Irrenanstalt zugleich; da liest man von der Liebe, welche die getreuen Unterthanen an den Thron

ketten, an das Herrscherhaus binden, an das Oberhaupt fesseln, an den Regentenstamm knüpfen. Es ist kaum glaublich, wie überreich die ehrliche deutsche Sprache, die für das französische „perfide“ keinen Ausdruck hat, an sklavischen Ausdrücken ist. Sie setzt nicht allein die irdischen Herrscher über den himmlischen, indem sie diesen nur für den Höchsten und jene für die Allerhöchsten hält, so daß der liebe Gott wenigstens einen Stock niedriger wohnt, als der Fürst von Lichtenstein: sondern sie bietet auch einen unerschöpflichen Schatz, wo es gilt, das Volk zu erniedrigen. Wer sonst als ein Deutscher kann „in allertiefster Demuth ersterben?“ Wer sonst als ein Deutscher kann „einer Durchlaucht ganz ergebenst gehorsamster Knecht“ sein? Es ist wahr, der Styl ist der Mensch; aber nicht minder wahr ist die Behauptung: die Sprache ist das Volk.

Man thut indessen Unrecht, wenn man jene Ausdrücke der Kriecherei der deutschen Sprache zur Last legt. Der Deutsche ist es, der seine herrliche Sprache zu gemeinen, sklavischen Ausdrücken erniedrigt. Die Sprache ist, wie das Eisen, aus dem man eben so gut schmachvolle Sklavenketten wie blitzende Schwerter der Freiheit schmieden kann.

Feine Nasen werden gewiß einen Demagogen aus mir herauswittern. Aber ich bin keiner. Ich behaupte im Gegentheil, die Liebe des Volkes zu seinem Fürsten ist gewiß eine edle. Man erlaube aber dieser Liebe ein wahres, freies Wort und erniedrige sie nicht zur gemeinen Magd, die den Unrath der Herrschaft wegfegen und stets die schmutzigsten Dienste versehen muß. Man halte diese Liebe nicht für eine Dirne, mit der jeder freche Beamte Unzucht treiben kann. Man achte diese Liebe, oder fürchte sie; denn nur die wahre Liebe kann sich in bittern, unversöhnlichen Haß verwandeln. Doch was sprech' ich! Der Deutsche ist furchtsam, aber nicht fürchterlich, und die grüne Hoffnung verläßt ihn selbst da nicht, wo ein Nicht-Deutscher schon längst ein Opfer der Verzweiflung geworden wäre. Wie oft war die deutsche Nation guter Hoffnung! Aber sie hat nie ein Glückskind, sondern immer nur einen Wechselbalg zur Welt gebracht.

Die deutsche Hoffnung lichtet nie den Anker; sie läßt sich den Sand der Dünen in die Augen streuen und wagt sich nicht in's Meer, in's große Meer der Weltbegebenheiten. Es ist merkwürdig, welche Zähigkeit die deutsche Nation im Festhalten der Hoffnung kund gibt. Die deutsche Nation gibt eher den Geist, als die

Hoffnung auf. Aber es geht leider der deutschen Hoffnung wie der Cypresse; beide sind immer grün, aber auch immer an Gräber gepflanzt. Es ist ein schönes Ding um die Hoffnung, wenn sie Mutter kühner Thaten wird, wenn sie unsern Willen spornt und unsere Kraft stählt. Die deutsche Nation aber schläft und läßt sich von dem grünen Zweig der Hoffnung höchstens die Fliegen verscheuchen.

II.

In freien Ländern gehört Muth dazu, sich zu fürchten; in sklavischen aber muß man sich fürchten, Muth zu haben. Denn nur wo Freiheit waltet, ist Muth eine Tugend; wo aber Despotismus herrscht, wird der Lorber gewöhnlich nur um die Schläfe der Feigheit gewunden. Nun ist es natürlich, daß sich der Waffenlose, der sich seiner Ohnmacht bewußt ist, vor dem Gewaltigen beugt oder ihn flieht. Wer aber aus Furcht vor dem zweifelvollen Ausgang des Kampfes die Waffen streckt oder in voller Rüstung die Flucht ergreift, den mag mit Recht jeder Ehrenmann brandmarken.

In Deutschland gehört gar kein Muth dazu sich zu fürchten; man fürchtet sich hier aus bloßer Furcht. Es gibt in Deutschland sehr viel Männer von Geist, die wohl einen Kampf gegen das Alte und Schlechte wagen könnten; aber es fehlt ihnen an Muth. Sie lassen das Schwert in der Scheide stecken, aus Angst,

daß man sie selbst stecken lasse. Viele gebrauchen zwar ihre Waffen, aber nur zum Exerciren, nicht zum Kämpfen. Sie lassen ihr Talent in Parademarsch aufmarschiren und sind schon zufrieden, wenn ihnen hohe Herrschaften Beifall zuklatschen und eine Anstellung geben. Manche begnügen sich sogar mit einem kleinen Orden. Man ist in Deutschland mit diesen sehr freigebig, weil man weiß, daß nicht selten der reichste Geist das Gelübde der Armuth ablegt, sobald er Mitglied irgend eines Ordens wird.

In der That, die deutschen Regierungen sind die größten Geisterbeschwörer! Wenn ihnen ein Geist zu viel rumort, zeigen sie ihm nur ein Kreuz und er flieht, oder verwandelt sich in einen Hund, der Stöcke und Peitschen auf's bereitwilligste apportirt. Wie viel Hunde gibt es in Deutschland, die früher Geister waren und wie viel Geister gibt es noch, die vielleicht eben auf dem Wege sind, Hunde zu werden!

Wer nun an solche Geistergeschichten und Hundekomödien denkt, dem wird es ganz katzenjämmerlich zu Muthe. Das Denken ist überhaupt ein Unglück, und es ist noch ein wahres Glück, daß die wenigsten Menschen an diesem Unglück leiden.

Ich gehöre aber leider zu den Unglücklichen. Ich stolpere über meine eigenen Gedanken. Geh' ich vor einer

Weide vorbei, wo selbstzufriedenes Rindvieh sorgenlos seine Nahrung findet, so denk' ich: Wie viel Mühe muß sich in Deutschland ein geistreicher Mensch geben, bis er sich gleichen Glückes erfreut! Seh ich ein junges Brautpaar zur Trauung fahren, so denk' ich: ach, es ist doch traurig, daß noch immer die Menschenopfer nicht abgeschafft sind, und seh' ich ein Goldstück, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß um dieser Münze willen vielleicht schon manche Unschuld gemordet, mancher ehrliche Name gebrandmarkt worden und daß sie vielleicht einst noch die Ursache verborgenen Elends oder öffentlicher Schmach wird. Zieh' ich ein Paar Glaceehandschuhe an, so betrübt mich der Gedanke, daß wegen dieses Luxusartikels einer armen Ziege das Fell über die Ohren gezogen worden, und werf' ich ein Stück Zucker in den Kaffe, so muß ich wider Willen an den Sklaven denken, der unter grausamen Peitschenhieben das süße Rohr gepflanzt und geschnitten. Ich kann gar keine Gans sehen, ohne von dem Gedanken gepeinigt zu werden, daß dies arme Thier einst die unschuldigste Ursache vieler unendlicher Novellen, Novelletten, Sonetten und Schneider-Rechnungen sein wird. Was denk' ich nicht schon, wenn mir nur der tausendste Theil einer Gans, nämlich ein einziger Federkiel, zu Gesicht kommt! Ein ganzes Ma-

gazin von deutschem Jammer schwebt dann vor meiner Phantasie: deutsche Federfuchserei, deutsche Federkriege, deutsches Federvieh, deutsche Vielschreiberei und deutsche Censur. Wahrlich, das Denken ist ein großes Unglück!

Der größte deutsche Philosoph sagt einmal, daß der Mensch von allen fünf Sinnen den des Geruchs am leichtesten entbehren könnte, weil es auf der Welt viel mehr üble Gerüche als Wohlgerüche gibt. Ich glaube, daß der Mensch noch viel leichter das Denken entbehren könnte, da man auf dieser Erde an viel mehr unangenehme als angenehme Dinge zu denken hat. So lange der Mensch nur von dem Baume des Lebens genießt, kann er glücklich im Paradiese weilen; sobald er aber in den sauern Apfel der Erkenntniß beißt, entdeckt er nur seine eigene Blöße und wird von einem flammenden Schwerte hinausgetrieben in die böse Welt, wo er an jeder Rose nur die Dornen und in jeder Wolke nur den verheerenden Blitz wahrnimmt.

Nur die Dummheit kann das Leben erträglich finden; denn an der dicken Rhinozeroshaut der Dummheit prallen die giftigen Pfeile des Mißgeschicks wirkungslos ab. Was der Verstand des Verständigen nicht sieht, das übet in Einfalt ein dummes Gemüth. Der größte Denker kämpft vergebens, um eine Dummheit zu besiegen; wäh-

rend die Dummheit sich der hohen Weisheit nur in den Weg zu legen braucht, damit diese darüber stolpere und das Genick breche. Wahrlich, wenn ich nicht ein Mensch wäre, möcht' ich ein Esel sein.

III.

— — In Deutschland gibt es sehr viele Hochschulen. Eine Hochschule ist nichts Anderes, als eine wissenschaftliche Garküche, wo die Weisheit mit Löffeln gefressen wird. Da es aber in Deutschland zu viel gelehrte Köche gibt, so verderben sie meistens den Brei und die Jugend genießt dort nicht, um fett zu werden, sondern um sich den Magen zu verderben. Kein Land hat so viel Gelehrte aufzuweisen, als Deutschland. Von jeher waren es deutsche Zähne, welche die harten Nüsse der Wissenschaft aufgeknackt. Aber Deutschland hat von diesen Nüssen nur die zerbrochenen Schalen bekommen, während andere Völker sich des süßen Kernes erfreuten. Ein deutscher Gelehrter weiß alles. Er weiß, wie viel Steinkohlen jährlich zur Unterhaltung des Fegefeuers gebraucht werden und wie viel Seelen das Paradies bewohnen.

Er kennt die Statistik des Himmels und der Hölle und kann sagen, in welcher Tonart die Harmonie der Sphären komponirt ist. Er sieht die Bäume schießen und hört das Gräschen wachsen; was ihn aber am unmittelbarsten berührt, sieht und hört er niemals. Er weiß nie, wie der Puls seines Volkes geht. Das Auge des deutschen Gelehrten leidet an Weitsichtigkeit; es sieht nur das Fernliegende. Die deutsche Gelehrsamkeit hat keine beredte Zunge; sie hat nur fünf nimmermüde Schreibfinger; drum beschäftigt sie auch weniger den Geist des Volkes, als die Pferde in den Papiermühlen. Der deutsche Gelehrte legt sich selten an das Herz der Wissenschaft; er begnügt sich damit, ihr die theoretische Schleppe nachzutragen. Er ist ihr Bedienter, aber nicht ihr Geliebter. Nur mit der Kammerfrau der hohen Wissenschaft, mit Matrone Gelehrsamkeit, steht er in einem genauen Verhältniß, und was diese ihm vorplaudert, ist ihm ein Orakel. Der deutsche Gelehrte hat einen unbesiegbaren Widerwillen gegen Alles, was die Gegenwart fordert und erheischt. Alle Tagesfragen sind ihm zu gemein, um sie einer Antwort würdig zu halten. Es ist wahr, man hat sich sehr gegen Schmutz und Unrath zu wehren, wenn man die Gebrechen der Zeit aufdeckt; aber die deutschen Gelehrten, die doch so viel wissen, sollten be-

denken, daß der größte Heros des Alterthums, daß Herkules es nicht verschmähete, einen Stall zu reinigen, den unzähliges Rindvieh seit mehr als einem Menschenalter besudelt. Ist aber der Ruhm des Alciden nicht eben durch diese Heldenthat noch höher gestiegen? Selbst im Olymp, wo doch gewiß die höchste Reinlichkeit herrscht, hat es kein Ganz- oder Halbgott unter der Würde gehalten, mit ihm zu verkehren und die ewige Jugend hat ihm sogar die Hand zum ewigen Bunde gereicht. —

Weil ich gerade bei der ewigen Jugend bin, will ich auch von der deutschen sprechen. Die deutsche Jugend hat von jeher immer so lange im engen dumpfen Schulzimmer gesessen, bis sie in die Schule des Lebens eingetreten. In dieser Schule des Lebens konnte die arme deutsche Jugend sehr wenig lernen, weil sie so sehr viel zu vergessen hatte. Es ist kaum glaublich, wie viel man in deutschen Schulen lernen muß! Biblische Geschichte, Naturgeschichte, Weltgeschichte und sonstige Geschichten. Die unangenehmste Geschichte ist aber unstreitig die Weltgeschichte, weil diese noch immer in der Arbeit ist und von Tage zu Tag zunimmt. Die biblische Geschichte fängt zwar mit der Schöpfung an; aber sie hört doch wenigstens auf und die Naturgeschichte beschäftigt sich zwar mit vielen Bestien; aber es kommen doch

keine neue hinzu. Die Weltgeschichte aber nimmt gar kein Ende und kaum ist man mit einem alten Herrscher fertig, kommt wieder ein funkelnagelneuer und die Geschichte geht wieder von vorn an. Was wird erst die unglückliche Jugend nach zweitausend Jahren von der Weltgeschichte zu leiden haben!

Außer diesen Geschichten ist noch die Grammatik eine Höllenpein für die Jugend. Die Grammatik ist die Knochenlehre der Sprache und die arme Jugend muß so viel Knochen hinunterschlucken, daß sie schier daran erworgt. Wie im Leben sind auch in der Grammatik die Regeln nicht so schwer; allein die verfluchten Ausnahmen sind es, die uns so häufig in Verlegenheit bringen.

Aber trotz dem, daß es in Deutschland so viel Schulen, so viele Lehrer und Lehren der deutschen Sprache gibt, findet man selten einen Deutschen, der seine Muttersprache richtig spricht; denn da in Deutschland nur Gedankenfreiheit, aber keine Redefreiheit erlaubt ist: d. h., da man in Deutschland wohl mit freisinnigen Ideen schwanger gehn kann, aber kein freies lebendiges Wort gebären darf: so wird eigentlich die deutsche Jugend nur mit den Regeln der Sprache geplagt, nicht um einst fehlerlos sprechen, sondern um einst grammatikalisch schweigen zu können.

Früher konnte man sich in Deutschland wenigstens in gebundener Rede frei äußern, man brauchte die Wahrheit nur in Verse zu bringen, um ihr öffentliche Sicherheit zu verschaffen. Jetzt wird aber die arme Wahrheit gleich als Vagabundin eingesperrt, sie mag sich im poetischen oder prosaischen Gewande öffentlich zeigen.

Es ist überhaupt ein schlimmes Ding um die Wahrheit; wo man sie beständig sehen sollte, sieht man sie gar nicht und da sie von den Mächtigen und Gewaltigen verstoßen wird, so ist sie höchstens nur da zu finden, wo Armuth und Edelsinn tragische Rollen spielen. Während die nackte Wahrheit gefesselt und gezüchtigt wird, sitzt die geschminkte Lüge auf reichen Polstern und empfängt die Huldigungen derjenigen, welche ihr allen Reichthum und Glanz verdanken.

Ein deutsches Sprichwort sagt, daß man mit der Wahrheit am besten fortkomme. Das ist sehr wahr; denn man sehe nur, wie Diejenigen von Land zu Land gejagt werden, welche nur einmal den Muth hatten, der Wahrheit eine Bahn zu brechen.

Viele Regierungen behaupten auch, die Wahrheit sei im Fortschritt begriffen; das ist auch wirklich der Fall; ja, damit die Wahrheit zum Fortschritt sogar gezwungen werde, wird sie von humanen Gensdarmen

gehetzt, bis sie da angelangt ist, wo Deutschland aufhört und die Freiheit anfängt.

Um aber wieder auf den bewußten Hammel, nämlich auf die deutsche Jugend, zurückzukommen, so wird seit der neuesten Zeit viel für deren körperliche Entwickelung gethan. Ueberall erheben sich große Turnanstalten. Ganz Deutschland verwandelt sich in ein gymnastisirendes Sparta und kann man wohl zweifeln, daß Deutschland durch dieses Turnwesen zum Gipfel höchster Glückseligkeit gelangen wird? Das junge Deutschland lernt durch das Turnen alles, was ein Volk beglücken kann. Es lernt, wie man in kurzer Zeit einen hohen Standpunkt erreichen und wie man, selbst ohne Geist, zu den höchsten Stellen gelangen kann. Und sollten sich von der deutschen Jugend einige der Diplomatie widmen, so ist es doch gewiß von großem Vortheil, wenn sie sich jetzt schon gewöhnen, geschickte Purzelbäume zu schlagen, oder wie die gewandteste Katze zu klettern. Daß die deutsche Schuljugend es durch das Turnen weiter bringt, als ihre Lehrer, ist klar; denn diese können durchaus keine großen Sprünge machen. Ein deutscher Schullehrer hat gerade so viel Besoldung als eine Hungerkur erfordert. Ein deutscher Schullehrer würde einen ganz trefflichen Kriegeshelden abgeben, da sein Leben ein beständiger Kampf ist. Während des

Unterrichts schlägt er die Jugend durch und wenn der Unterricht zu Ende, muß er sich selbst durchschlagen. Die deutschen Regierungen denken in Bezug auf die deutschen Schullehrer wahrscheinlich immer an den lateinischen Spruch: „natura paucis contenta." Zu deutsch heißt dies: Die ganze Natur ist auf Pauken gespannt.

Der Prediger.

Habel habalim amar koheleth, habel habalim hackol hebel.

Das erste Kapitel.

1) Liebe Gott und die Menschen und fürchte den Teufel und die Jesuiten.

2) Mein Sohn, wenn es feucht ist, trage wollene Socken und wo eine üble Luft weht, halte die Nase zu.

3) Besser ein Spatz in der Hand, als ein Spatz auf dem Dach, und schöner ist's, in Neapel zu leben, als in Berlin zu sterben.

4) Ein Narr macht viel Narren; aber ein wahrer Mensch muß lang suchen, bis er einen zweiten findet.

5) Alle Wasser laufen in's Meer und alle Bücher kommen auf die Leipziger Messe.

6) Schöner steht die Schellenkappe auf dem Haupte eines Weisen, als die Königskrone auf dem Haupte eines Narren.

7) Es gibt nichts Neues in den deutschen Zeitungen.

8) Viele glauben weise zu sein, weil sie ernste Gesichter schneiden; aber nicht alle sind Köche, die lange Messer tragen.

9) Schönheit vergeht, aber die Tugend steht sich sehr schlecht.

10) Ich habe das weibliche Geschlecht kennen gelernt; aber es ist ganz eitel.

11) Der wahre Glaube macht selig; aber der Aberglaube — — —

12) Man darf leider nicht alles sagen, was man gern sagen möchte.

13) Ehe der Morgen anbricht, ist die Finsterniß am stärksten und die besten Schwerter der Freiheit werden gewöhnlich aus den schwersten Ketten der Sklaverei geschmiedet.

Das zweite Kapitel.

1) Ich Prediger war Schriftsteller in Deutschland.

2) Ich hörte Sänger und Sängerinnen, und sah Tänzer und Tänzerinnen.

3) Ich sah Trauerspiele von der Frau Birch-Pfeiffer und Lustspiele von Angely und Töpfer; aber sieh, es war eitel.

4) Ich fing an Rezensionen zu schreiben und glaubte dadurch berühmt zu werden; aber das war auch eitel.

5) Denn wo man viel spricht, wird wenig gehandelt und wo viele Schriftsteller leben, wird viel Tinte vergossen.

6) Ich sah reiche Schurken feine Havanna-Cigarren rauchen und edle Menschen Hunger leiden.

7) Da dachte ich in meinem Herzen: Je mehr Spitzbüberei, desto mehr Glück und je mehr Tugend, desto mehr Jammer.

8) Mein Sohn, hüte dich vor Heuchlern und meide diejenigen, so Gottesfurcht predigen, aber Zwietracht stiften unter Familien.

9) Die Raben sind schwarze Vögel und die Eulen gehen in der Finsterniß auf Raub aus.

10) Schöner ist's, gute Bücher lesen, als schlechte schreiben; aber wenig Literaten wollen dies beherzigen.

11) Unter tausend Witzen hab' ich einen guten gefunden; aber unter tausend Komödianten hab' ich keinen bescheidenen gefunden.

12) Mein Sohn, sprich nicht unbedachtsam von den Regierungen; denn die Polizei ist überall und ein Gefängniß hat dicke Mauern.

13) Wo viel Angestellte sitzen, da sei verschwenderisch mit deinem Schweigen, damit es dir wohlergehe in unserem lieben Deutschland.

Das dritte Kapitel.

1) Ich, der Prediger, habe einen gewaltigen König gekannt.

2) Der war begabt mit Glanz und Herrlichkeit und machte Verse in Jamben und Trochäen.

3) Und wenn er sang, da tanzten die Bestien und die Bäume und die Pflastersteine vor Schrecken.

4) Und dem lieben Gott und den Göttern bauete er Tempel und Palläste.

5) Und da in seinem Land kein Ruhm zu finden war, so bauete er ihm zu Ehren einen stattlichen Bau.

6) Und er verstand die Sprache der Thiere und der Wälder und des schwarzen Gevögels in seinem Lande.

7) Und ließ aufführen große Bildsäulen von Erze und auch von Steine; aber sieh, das Alles war auch eitel.

8) Mein Sohn, thue Gutes und meide die Politik.

9) Was ein Häkchen werden soll, krümmt sich schon früh und was ein Höfling werden soll, krümmt sich noch früher.

10) Thue Recht und scheue die Polizei. Halte das Maul und bezahle deine Steuern.

11) Nahrungssorgen und ein böses Gemüth gönnen dem Menschen keinen Schlaf; aber ein gutes Gewissen und deutsche Taschenbücher wiegen ihn in sanften Schlummer ein.

12) Kinder und Narren pflegen die Wahrheit zu sagen; Diplomaten aber sind erwachsene, kluge Leute.

Das vierte Kapitel.

1) Viele Köche verderben den Brei, und wo zu viel regiert wird, geht es gewöhnlich am zügellosesten zu.

2) Die Erde hat ihre Grenzen und dem Meere ist ein Ziel gesetzt; aber die Tyrannei kennt weder Ziel noch Maß.

3) Trinke nicht zu viel Champagner und trachte nicht zu sehr den Krammetsvögeln nach.

4) Denn die Zukunft ist in Dunkel gehüllt und es gibt Leute, die dreißig Prozente nehmen.

5) Besser ein Gott und ein Rock, als sechs Röcke und ein Dutzend Gläubiger.

6) Ein Quentchen Glück ist besser als ein Pfund Verstand; denn was hilft dem Menschen seine Weisheit, wenn er keine Anstellung kriegt?

7) Mein Sohn, verbirg dein Inneres und habe Acht auf dein Aeußeres.

8) Denn die Menschen sehen früher die feine Weste, als das feine Gefühl und achten mehr ein reines Hemd, als ein reines Herz.

9) Wenn du unter niedern Thoren wandelst, so bücke dich, auf daß du dir den Kopf nicht einrennest.

10) Schöne Versprechungen helfen keinem Volke aus der Noth und es klingt übel, wenn man dem Hungrigen wünschet, wohl gespeist zu haben.

11) Lasse deinen Nebenmenschen keine Sklavendienste verrichten; denn der Mensch ist Freitag geboren.

Das fünfte Kapitel.

1) Mein Sohn, wenn du unter Wölfen bist, so heule mit und sei nie so thöricht, gegen den Strom zu schwimmen.

2) Wenn du klug bist, so drehe dich mit jedem Winde, und bedenke, daß die Wetterhähne am höchsten gestellt sind.

3) Viele Tyrannen schmeicheln dem Volke, um es desto leichter unterdrücken zu können und im Alterthume hat man die Ochsen erst bekränzt, ehe man sie zum Opfer brachte.

4) Wenn die Milch sauer wird, so wird sie dick und wenn die Dummheit sich ärgert, wird sie breit.

5) Auf dem Wege der Tugend wandeln, ist göttlich, und gottlos ist's, den Weg des Lasters einzuschlagen; wer aber unentschlossen am Scheidewege stehn bleibt, ist ärger als gottlos, ist einfältig.

6) Es gibt kein größeres Laster, als die Schwäche; denn sie hat nie den Muth, tugendhaft zu sein.

7) Die Rose und der Adler, die Schönheit und die Stärke streben dem Lichte zu; aber die Fledermäuse und der Schierling gedeihen nur in Nacht und Trümmerhaufen.

8) Mein Sohn, ehre das Genie; denn es ist die Offenbarung Gottes im Menschen.

9) Miserabele Wichte sind es, die um die Blöße ihrer Talentlosigkeit den fadenscheinigen Mantel der sogenannten Gesinnung hängen und den Mangel an Geist durch eitle Tugendhaftigkeit zu ersetzen glauben.

10) Nicht die Sonne erzeugt die Schatten, sondern die Körper, welche den Strahlen der Sonne im Wege stehn, und so hat die Dummheit immer die Schwächen großer Geister zu verantworten.

11) Die Eitelkeit verhält sich zum Stolz, wie sich der Hochmuth zum Muth verhält.

12) Der Stolz verachtet die Gefahr und der Muth weiß ihr zu begegnen; der Hochmuth glaubt aber der Gefahr zu trotzen, wenn er sich dahin stellt, wo er von ihr nicht erreicht werden kann; und die Eitelkeit glaubt sogar schon den Sieg errungen zu haben, ehe sie den Kampf begonnen.

13) Es ist nicht so schwer, die Weisheit predigen als der Weisheit folgen, aber am leichtesten ist es, sich gegen die Stimme der Weisheit das Ohr zu verstopfen, um dann mit der Taubheit die Dummheit zu entschuldigen.

14) Viele süße Früchte haben eine sehr harte Schale und man kann auf Erden selten sich eines Genusses erfreuen, wenn man nicht von der Natur mit guten Zähnen versehen worden.

15) Beherzige dies, mein Sohn, und helfe dir selbst, dann wird dir der liebe Gott auch helfen.

Das sechste Kapitel.

1) Besser ein lebendiger Hund als ein todter Löwe, und besser Hofrath Friedrich Wilhelm Riemer als Johann Wolfgang Göthe.

2) Der Name thut nichts zur Sache und ob man Stockfisch, Kabeljau oder Laberdan heißt: es ist immer ein Unglück, wenn man gefressen wird.

3) Ich habe mein Herz hingegeben der Weisheit und bin eingedrungen in die Tiefen der Wissenschaft; doch von allen Bestien, so ich kennen gelernt, sind mir die Krämer am meisten zuwider.

4) Sie riechen nach ranzigem Oel und predigen Moral und weil sie mit Weingeist handeln, glauben sie jeden Geist begreifen zu können.

5) Sie liebäugeln mit jungen Sardellen und kokettiren mit Limburger Käse; sie schwelgen in Pomeranzenschalen und schwärmen für Korinthen.

6) Mein Sohn! die Heuchelei stirbt nicht aus auf dieser bösen Welt und es wird immer Leute geben, die lange dunkle Kleider tragen.

7) Fürchte den Wolf, wenn er sich dir in Wolfpelz zeigt; läßt er sich aber im Schafpelz sehen, so fürcht' ihn zweimal.

8) Der Hochmuth ist ein teuflisch Laster; aber der Hochmuth im Gewande der Demuth ist zwiefach teuflisch.

9) Freue dich deiner Jugend; denn jede Stunde bringt dich dem Grabe näher.

10) Achte nicht auf die Leute, die öffentlich Mäßigkeit predigen, aber im geheimen oil de perdrix trinken und sich in gemästeten Kapaunen übernehmen.

11) Ich habe sie kennen lernen, diese Leute. Sie hassen die Wahrheit und lieben wattirte Redensarten. Sie tragen Gott auf den Lippen und den Teufel im Herzen.

12) Sie gehen gesenkten Hauptes einher und werfen verstohlene Blicke auf schöne Mädchen und liebliche Frauen.

13) Mein Sohn! Wenn du Fische issest, nimm dich in Acht, daß du keine Gräte verschluckst; auch ist es unangenehm, wenn einem etwas in die unrechte Kehle kommt.

14) Zweimal schweigen ist besser, als einmal reden und dreimal essen ist besser, als einmal hungern.

15) Der Mann hat zwei Ohren und das Weib nur einen Mund; wäre es umgekehrt, so gäbe es lauter taube Männer auf Erden.

16) Mein Sohn, hüte dich vor Erkältungen und Prozessen; denn die Aerzte und Advokaten haben den Sarg und den Bettelstab erfunden.

17) Nur durch Schaden oder Ohrfeigen wird man klug; denn nichts geht über die praktische Erfahrung.

Das siebente Kapitel.

1) Alles hat seine Zeit unter der Sonne und Alles wechselt mit der Mode; aber die Mode selbst wird nie aus der Mode kommen.

2) Die Mode von heute verdrängt die Mode von gestern, und was heute ein kosmopolitischer Nachtwächter ist, kann morgen schon ein simpler politischer Hofrath werden.

3) Heute verlangt die Mode, daß man lange Röcke und liberale Gesinnungen anziehe und morgen will sie, daß man Monumente baue und Straußische Walzer tanze.

4) Die Mode ist das grausamste Wesen; denn sie hat die Vatermörder erfunden.

5) Der Prediger in der Wüste hat ein undankbares Geschäft; und derjenige muß ein großer Tambourmajor sein, der ein deutsches Trommelfell zu rühren weiß.

6) Das Glück gleicht einem gefallsüchtigen Weibe. Wer es aufsucht, den flieht es; nur wer es zu verachten scheint, dem wirft es sich in die Arme.

7) Aber auch das Glück allein macht's noch nicht aus; man muß es auch benutzen können.

8) Manchen Leuten fällt ein Sack Geld vom Himmel; aber sie werden nicht reich dadurch, sondern kriegen nur einen wunden Kopf.

9) Im Schweiße seines Angesichts das Brod essen, ist ein harter Fluch; aber im Schweiße seines Angesichts arbeiten und doch hungern müssen, ist ein hundertfacher Fluch.

10) Nur in den Hütten der Armuth wohnt das Mitleid und Reichthum ist aller Laster Anfang.

11) Nicht daß man eine Gabe spendet, sondern daß man sie freundlich spendet, zeigt von wahrer Wohlthätigkeit; aber der Reichthum wirft von seinem Ueberfluß der flehenden Dürftigkeit die kärgliche Spende vor die Füße. Er gibt gewöhnlich nur, um den Armen los zu werden, nicht um ihn zu trösten.

12) Nur die Natur ist wahrhaft wohlthätig. Wo sie am reichsten, gibt sie am freundlichsten und selbst, wo es ihr fast an Allem mangelt, gibt sie doch noch immer genug, um dem Menschen das Leben zu erhalten.

13) Die eigentliche Wohlthätigkeit besteht darin,

daß man sich selbst wohlthue, indem man Andern wohlthut.

13) Mein Sohn! Das Leben ist eine Schule; das Schicksal ist der Lehrer und die Menschen sind die Schüler. Nur Wenige lernen etwas Vernünftiges, und die Meisten bestehen sehr schlecht, wenn sie von ihrem Lehrer nur etwas hart geprüft werden.

14) Nur der Haß, aber nicht die Liebe, läßt sich verbergen, weil jener nicht so stark wie diese, um den Menschen ganz zu beherrschen.

15) Herrlich ist's, lieben und Liebe finden; traurig ist's, lieben und nicht geliebt werden; furchtbar aber ist's: geliebt sein und doch nicht lieben können.

Das achte Kapitel.

1) Mein Sohn, gehe stets deinen eigenen Weg und laß dich nicht irre machen von blöden Thoren, die Jedermann meistern wollen.

2) Selbst der liebe Gott konnte es nicht Allen recht machen und es gibt immer noch sehr viele Leute, die es ihm nicht verzeihen können, daß er die Sonne geschaffen.

3) Wenn Alles auf den Köpfen steht, so stehe du auf deinen eigenen Füßen und bedenke, daß es nicht an der Mangelhaftigkeit der Wahrheit liegt, wenn diese nicht so viele Freunde und Anhänger findet, wie der Irrthum.

4) Genieße des goldenen Lichtes und der rosigen Freude; denn Gott will nicht, daß der Mensch ein Mucker sei.

5) Die Erde ist kein Jammerthal, sondern das Wupperthal, wo man die Krämerhände und den schmuzzigen Twist so gern in Unschuld wäscht.

6) Der Mensch kann gottesfürchtig und lebenslustig zugleich sein und nur ein Schelm und Heimducker kann es für Sünde halten, wenn man Wein, Weib und Gesang liebt.

7) Der Himmel wölbt sich über Alle; diejenigen aber, die ihn am meisten im Munde führen, sind am wenigsten werth, unter ihm zu wandeln.

8) Unsere Klugheit hilft uns am Ende doch nichts und es ist immer nur ein Zufall, wenn wir nicht hintergangen werden.

9) Gehe an keinen Spieltisch, mein lieber Sohn; denn weder Herr Chaber noch Herr Benazet zahlen die theuere Pacht, um dich zu bereichern.

10) Trinke, doch saufe nicht! denn der Wahn ist kurz und der Katzenjammer ist lang.

11) Sondere die Spreu von dem Waizen und lerne die Tauben von den Raben unterscheiden.

12) Nimm kein deutsches Blatt vor's Maul und spreche niemals wie dir der Schnabel gewachsen.

13) Meide jegliche böse Gesellschaft und gehe jedem Philister aus dem Wege.

14) Philister und Hunde sind zwar Thiere, die mehr bellen, als beißen; aber wenn sie toll werden, können sie viel Unheil anrichten.

13) Die Hauptsumme aller Weisheit ist: Fege vor deiner eigenen Thüre und lasse deinen Nachbar selbst sehen, wie er sich seinen Unrath wegschafft.

Ende des Predigers.

Christian und Laura,

oder:

Eine höchst wunderbare und traurige Geschichte ohne Ende.

Allen

verehrten deutschen Taschenbüchern

gewidmet

vom

Verfasser.

Christian und Laura,

oder:

Eine höchst wunderbare und traurige Geschichte ohne Ende.

Er hieß Christian und war zu Stolpe geboren; sie hieß Laura und erblickte das Licht der Welt in Itzehoe. Christian war ein deutscher Jüngling mit blonden Haaren und blauen Augen, sanft von Herzen, gut von Charakter und Ladendiener in einem Ellenwaarengeschäfte. Laura war die Zierde von Itzehoe, schmächtigen Wuchses, blasser Gesichtsfarbe, innig, fromm und sinnig. Sie besaß Eigenschaften, welche selbst die vorzüglichsten Frauen nur selten besitzen. Sie las die Vorreden in den Büchern, wich im Schreiben nie von der geraden Linien ab (hätte

sie es später auch im Leben gethan!) und hat nur einmal ein Postscriptum geschrieben. Christian war geduldig wie ein Lamm. Er ließ sich von den Kunden die niedrigsten Gebote thun, wurde es nicht müde, zwanzig Mal in einer Minute die Leiter hinaufzusteigen und ein Stück Baumwollenschnur herab zu holen, begleitete noch obendrein die Käufer und Käuferinnen bis an die Thüre und lächelte immer. Kurz, Christian war ein echt deutsches Naturel, das man um den Finger wickeln konnte, oder wie unsere deutsche Sprache sich trefflich ausdrückt: Man konnte mit ihm machen, was man wollte. Christian war im Ganzen ohne Neigung, d. h. ohne innere Neigung; denn äußerlich hatte er eine nach der rechten Seite und zwar wegen des linken Schulterblattes, das höher emporgestrebt war, als sein Gefährte. Christian nahm also in seinem Leben eine schiefe Stellung ein. Im allgemeinen ging ihm zwar der Sinn für Kunst gänzlich ab; denn ein pommerscher Ladendiener kann ihn nicht sonderlich kultiviren. Aber doch liebte Christian eine Kunst mit allem ihm zu Gebote stehenden Feuer, nämlich die edle Tanzkunst. Der erste Tänzer, dessen Kunst er in seiner früheſten Jugend zu bewundern Gelegenheit hatte, war ein russischer Bär, der wie andere russische Unterthanen unermüdlich nach des Herrn Pfeife tanzte. Einige Jahre

später lernte er die braune Tochter des Tänzers kennen, die ihren Vater bei weitem übertraf und die Stolpe'sche Jugend entzückte. Diese Liebe zur Tanzkunst in Christian war um so stärker, als er sie wegen des oben angeführten Umstandes nicht selber ausüben konnte. Schon das Wort „Tanz" machte sein Herz gewaltiger schlagen. Er las eifrig in den Büchern der Geschichte von den berühmtesten Tänzern, hatte eine blinde Verehrung vor dem großen Tänzer Vestris und — jetzt laßt uns zu Laura zurück.

Laura schwelgte im Reich der Töne. Sie selbst war nicht musikalisch, aber sie liebte die Musik, wie viele Menschen die Tugend lieben, ohne selbst im geringsten tugendhaft zu sein. Ihre Eltern schwelgten zwar auch im Reich der Töne, aber auf eine andere Weise. Ihr Vater nämlich, ein Barchentfabrikant, zankte den ganzen Morgen mit seiner Frau und diese den ganzen Nachmittag mit ihrem Manne. Unter diesen ewigen Dissonanzen saß die bleiche Laura an einem Clavier, das im siebenjährigen Kriege bereits seine schwachen Saiten hatte, und phantasirte nach Herzenslust. Sie las eifrig in den Büchern der Geschichte von den berühmtesten Claviervirtuosen, hatte eine blinde Verehrung vor dem Itzehoer

Organisten und — jetzt wird die höchst wunderbare und traurige Geschichte bald beginnen.

Niemand entgeht der unbegreiflichen Macht des Schicksals, weder ein länderunterjochender Tyrann noch ein Ladendiener in Stolpe, weder ein liberaler Schriftsteller noch eine kunstbegeisterte Jungfrau in Itzehoe. Die großen Pillen, die uns vom eisernen Schicksal gereicht werden, müssen wir hinunterschlucken oder daran erwürgen. Das unbegreifliche Fatum umspinnt uns mit einem unsichtbaren Netz und wir können wohl darin zappeln, aber nicht daraus fliehen. Daß dies eine Wahrheit, wird der tiefdenkende Leser bald einsehen. Christian, der tanzkunstbegeisterte Christian, las in den deutschen Blättern von der göttlichen Fanny, von ihren Herzens- und Triumphzügen, von ihren Verehrern und Tugenden, von den Dichtern, welche die unsterblichen Leistungen Fanny's besungen und von den Fürsten, welche ihre Kunst durch persische Shawls und indische Perlen belohnt, und man kann sich leicht denken, wie zauberisch dies auf seine Stolpe'sche Phantasie einwirkte. Er wünschte, er hoffte sie zu sehen. Aber, ach! sein Wunsch wurde getäuscht; seine Hoffnung wurde vereitelt. Ueberall zeigte die Göttliche ihre Kunst. In Berlin und München, in Paris

und London, in Moskau und Rom entzückte und begeisterte sie die Herzen Aller; nur nach Stolpe kam sie nicht. Das machte den armen Christian so schwermüthig, daß er oft eine halbe Elle zu viel, oft eine ganze Elle zu wenig maß, daß er geköperten Merino gab, wenn man ordinären Flanell forderte und das „Soll“ mit dem „Haben“ arg verwechselte.

Sein Prinzipal, ein bucklicher Philister, den die Welt einen geraden Mann nannte, weil er keinem armen Teufel etwas borgte, war ob der Schwermuth Christians höchlich erstaunt und betrübt und sein blatternarbiges Gesicht zog sich in bedenkliche Falten. Man fing sogar schon an in Stolpe zu murmeln, daß dem guten Christian der Verstand abhanden gekommen und schrieb es einer unglücklichen Liebschaft zu. Der gute Christian magerte aber indessen so sichtbar ab, daß bald von seinem Gesicht nichts mehr sichtbar war als eine spitze Nase und einige Backenknochen. Sein ganzes Dasein reduzirte sich auf ein Dutzend Rippen und zwei desperate Beine; das übrige an ihm war nicht mehr der Rede werth. Von gräßlicher Verzweiflung erfaßt, stand er schon einige Male im Begriff sich in die Fluthen der Stolpe zu stürzen, als es ihm plötzlich durch's Gehirn fuhr, daß

man mit langen Beinen überall fortkommen kann, und so entschloß er sich, da die Göttliche nicht nach Stolpe käme, sie außer Stolpe aufzusuchen.

Eines Abends nun, als der Stolper Himmel voll Sterne hing, schnürte Christian sein melancholisches Bündel, steckte sein gespartes Salair in die Tasche, verließ Stolpe und ging in die Welt. —

Laura, die klavierbegeisterte Laura, las in den deutschen Blättern von dem unsterblichen Lißt, der die Klavierteufelei erfunden, von seinen langen Haaren und Fingern, von dem vielen Unheil und Erstaunen, das er in der Welt angerichtet, von Orden, Säbeln, Doktor- und Hofrathstiteln, die man ihm verehrt und von den Irrenanstalten, die durch seine Kunst bevölkert worden. Sie las von den Herzen, die sich ihm geopfert und von den Sonetten, die man ihm gewidmet. Da entbrannte die Jungfrau von Itzehoe, den großen Mann kennen zu lernen. Sie wünschte, sie hoffte ihn zu sehen. Aber, ach! ihr Wunsch wurde getäuscht; ihre Hoffnung wurde vereitelt. Ueberall ließ der unsterbliche Lißt sich hören und bewundern. In London und Potsdam, in Paris und Spandau, in Lüneburg und Hamburg, in Petersburg

und Frankfurt an der Oder entzückte er die langen Ohren des großen Publikums, — nur nach Itzehoe kam er nicht. Das machte die zartinnige und sanftsinnige Laura so schwermüthig, daß sie den ärgsten Wirrwarr in der Wirthschaft anrichtete. Sie streute Salz in den Kaffee und warf Zucker in die Fleischbrühe. Sie kochte Strümpfe und Halstücher und legte die Kartoffeln und die Kotelets zu der schmutzigen Wäsche. Einmal war sie so sehr zerstreut, daß sie das Bett ankleiden und sich machen wollte und das andere Mal so vergessen, daß sie im Begriff stand, die Lampe auszuziehen und sich anzustecken.

Was ihr Vater, der Barchentfabrikant, und dessen Frau, ihre Mutter, zu dem Zustand der Tochter sagten, ist jedem tiefdenkenden Leser wohl leicht begreiflich. Der Vater schalt die Frau, daß sie der Tochter eine schlechte Erziehung gegeben und sie schalt den Mann und behauptete, die Tochter wäre schwermüthig geworden aus Verdruß über seine rohe Redensarten. Die Stadt Itzehoe murmelte schon ganz hörbar, daß Laura einen Sparren habe, aus Liebe zu einem Apothekergehülfen. Die arme Laura fiel aber unterdessen so sehr vom Fleisch, daß sie in kurzer Zeit aussah wie ein blondes Gerippe in einem

Kattunkleidchen. Sie hatte schon jenen Grad von Magerkeit erreicht, der bald zur gänzlichen Unsichtbarkeit führt. Ihr Schatten schämte sich fast ihr Begleiter zu sein, so null und nichtig war ihre physische Existenz geworden. Da beschloß sie endlich, da der unsterbliche Lißt nicht nach Itzehoe käme, ihn aufzusuchen in der weiten Welt.

So gewagt ein solcher Schritt meinen Lesern auch scheinen mag, für ein begeistertes Mädchen hatte er nichts Außerordentliches und, so verließ Laura eines Abends, als der Itzehoer Mondschein im Kalender stand, das elterliche Haus, vergaß in ihrer Zerstreuung aber nicht, sich mit etwelchem Geld zu versehen, welches auf dieser Erde der beste Freund in der Noth ist, und hatte am nächsten Morgen die heimathlichen Fluren schon ziemlich weit im Rücken.

Christian hatte indessen bereits ein gutes Stück Welt gesehen; aber, ach! sein innigster Wunsch war noch nicht erfüllt. Wohl sah er die größten und schönsten Städte, wohl lernte er die größten Künstler und Künstlerinnen kennen; aber sie, die „Göttliche," sah er nicht. Er hörte Ole Bull, Thalberg, Ernst, Bochsa, Bazzini,

die Schwestern Milanollo; aber die Göttliche konnte er nicht finden. Ein höhnisches Geschick schien mit dem armen Christian von Stolpe sein böses Spiel zu treiben; denn wenn er auch noch so zuversichtlich hoffte, er müsse sie in dieser Stadt treffen, so spielte ihm eine unsichtbare Macht einen bösen Streich. Er versäumte entweder die Eisenbahn, oder verschlief sich, oder verstauchte sich den Fuß, oder bekam plötzlich die Grippe, kurz: er kam gewöhnlich immer an, nachdem die Göttliche so eben abgereist war. Damit war aber das höhnische Geschick noch nicht zufrieden. Fast in jeder Stadt, in welcher der arme Christian anlangte, klebten die großen Zettel und verkündeten ein großes Conzert des großen Lißt. Christian wußte in der That nicht, ob ihn eine unsichtbare Macht trieb, dem großen Lißt ewig nachzureisen, oder ob dieser ihn verfolge. Wohin er kam, immer fand er Lißt und wieder Lißt und abermals Lißt; aber die Göttliche, der er schon so lange nachreiste, entwich ihm immer.

Eines Abends saß der arme Christian in einem Gasthof abgesondert von allen übrigen Gästen, den bleichen Kopf auf die Hände gestützt und nachdenkend über sein unglückseliges Loos, da öffnete sich die Thüre und herein-

trat eine Dame, bleich wie der Berliner Mondschein und traurig wie die Geschichte der Gegenwart. Sie setzte sich dem armen Christian gegenüber und schluchzte. Anfangs bemerkte dieser sein vis-à-vis gar nicht; als er aber die traurige Gestalt der Dame sah, wurde er tiefgerührt. Er knüpfte ein Gespräch mit ihr an und schon nach kurzer Zeit waren sie ziemlich vertraut; denn das Unglück knüpft die Bande der Freundschaft schnell und fest, während das Glück sie gewöhnlich schnell auflöst.

Christian frug die Dame nach der Ursache ihres Trübsinns und sie begann:

„Ich bin einem tückischen Loose zur Beute. Meine Verehrung für den unsterblichen Lißt ist so groß, meine Sehnsucht ihn zu sehen und zu bewundern, so mächtig, daß ich beschloß in die Welt zu gehen und ihn aufzusuchen. Sie können sich denken, welche Aufopferung ein solcher Schritt mich gekostet; aber dennoch that ich ihn, aus Begeisterung für den Mann, der seines Gleichen nicht mehr hat. Aber, ach! so lange ich schon reise, ich habe ihn noch nicht gefunden, ihn, der alles bezaubert, alles in Erstaunen setzt. Wohin ich auch komme,

ich komme immer zu spät. In München logirte ich in demselben Zimmer, wo der große Lißt noch eine Stunde zuvor logirte. Ich sah noch mehrere Champagner-Stöpsel und Cigarrenstümpfe auf der Erde liegen, (ich bewahre sie jetzt zum Andenken auf meinem Busen) und höre, daß er gegenwärtig in Augsburg. Schnell setz' ich mich auf den Dampfwagen; jetzt muß ich ihn sehen, deuk ich; aber die Lokomotive kriegt einen Schaden, kommt, drei Stunden später an als gewöhnlich, und als ich im Gasthofe nach dem unsterblichen Lißt frage, höre ich mit Zerknirschung, daß der Ritter vor einer Stunde nach Ulm abgereist, wo die guten Pfeifenköpfe und Spargel gemacht werden."

„Ich folge ihm auf der Stelle nach Ulm und als ich dort anlange, höre ich, daß der Ritter Lißt vor kaum einer Stunde nach München zurückgekehrt. Ach, was soll ich Ihnen viel erzählen? mein Jammer ist grenzenlos. Schon glaub' ich, daß ein muthwilliges Geschick seinen Spott mit mir treibe, denn nicht allein, daß ich Den nicht finde, welchen zu sehen mein armes Herz so sehr schmachtet: ach, ich finde fast überall, wohin ich komme, jene Tänzerin, welche man die „Göttliche" nennt. Was hilft aber Brod dem Durstigen? Was hilft das Wasser

dem Hungrigen? Statt Lißt immer die Fanny Elßler, o, es ist gräßlich!“

Laura — der scharfsinnige Leser wird wohl schon errathen haben, daß Laura es war, welche so eben gesprochen — Laura schwieg und vergoß Thränen bitterer Wehmuth. Wie es aber dem armen Christian zu Muthe war, kann kein Pinsel malen. Er erzählte ihr sein Schicksal mit Umständen und sie konnte sich von ihrem Erstaunen nicht erholen. Nun beschlossen sie (ein höchst bedeutungsvoller Schritt!) zusammen zu pilgern, da es nur auf diese Weise möglich wäre, ihre gegenseitige Sehnsucht zu befriedigen. Am andern Morgen reisten sie ab. Sie erregten die Aufmerksamkeit aller Leute; denn er sah aus wie der personifizirte Schatten und sie wie das Ideal der Dämmerung. Sie kürzten sich die Reise durch Schilderungen ihres gegenseitigen Vaterlandes. Er rühmte das schöne Pommern und dessen geräucherte Gänse, und sie pries das Herzogthum Holstein und den Itzehoer Pferdemarkt. —

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen kamen sie, voll des Trostes für die Zukunft, nach Frankfurt, welches am Main liegt. Als Christian das Frankfurter

Journal ergriff, welches in Frankfurt erscheint, las er folgende zerschmetternde Worte:

„Boston, den 15. Juli. So eben ist die berühmte Fanny Elßler angelangt. Sie wird hier zwölf Mal tanzen und dann sämmtliche vereinigte Staaten besuchen.“

Hätte eine Ohnmacht es der Mühe werth gehalten, sich mit Christian zu befassen, sie hätte ihn jetzt gewiß zu Boden geworfen. Der arme Jüngling reichte seiner Unglücksgefährtin das Blatt. Sie las und — beschloß wieder allein zu reisen und ihrem eigenen Schicksal sich hinzugeben. Das Schicksal aber wollte es, daß diese Geschichte kein Ende nehme; denn die arme Laura fand Lißt nicht; der arme Christian fand die Göttliche nicht, und als diese wieder die westliche Hemisphäre verlassen hatte und in Europa angelangt war, fingen wieder die alten Umstände an. Laura traf immer die Tänzerin und nie den Klavierteufel; Christian begegnete immer dem Klavierteufel und verfehlte stets die Tänzerin. So irrte die Jungfrau von Itzehoe; so irrte der Jüngling von Stolpe rastlos in der Welt umher, verfolgt von einem unbegreiflichen Geschick, das seinen bittern Spott mit ihnen treibt. Seit einiger Zeit aber sind beide ver-

schollen. Sollten sie jedoch wieder auftauchen, so wird es der Autor dieser Begebenheit seinen Lesern gewiß mittheilen; vor der Hand geht's aber dieser Geschichte wie der deutschen Gutmüthigkeit, sie hat, wie gesagt, kein

Ende.

Die große Revolution.

Der Buchstabe tödtet; aber der Geist macht lebendig.

Die große Revolution.

Mehrere Jahrhunderte waren seit der Erfindung der Buchdruckerkunst verflossen. Die Weltgeschichte ging ihren gehörigen Gang. Die Erde und die Menschen drehten sich um sich selbst; Regen und Sonnenschein, Sommer und Winter, Krieg und Frieden wechselten mit einander ab. Wer reich war, konnte vierspännig fahren und Dummheiten begehen, ohne sich zu schaden; der Arme ward gedrängt und gedrückt und mit dem Straßenkoth besprützt, den die Pferde der Vornehmen mit den beflügelten Hufen aufwarfen. Reiche Mädel bekamen Männer und die armen blieben sitzen. Hunde und Katzen lebten in alter Zwietracht, und Fürsten und Schmeichler sah man immer zusammen. Plötzlich brach eine gewaltige Revolution aus. Unter den Deutschen? — Gott bewahre! Unter den Frauen? — Kein Gedanke! Es brach eine Revo-

lution aus unter — hört und staunet! — unter dem A B C.

An einem Herbsttag nämlich, der Himmel war dicht umnebelt und die deutsche Natur sah aus, wie die aschgraue Möglichkeit, da erhob sich in allen Offizinen ein ganz merkwürdiger Randal. Es rührte und regte sich in sämmtlichen Schriftkasten unseres Vaterlandes, so daß die Setzer schier in große Angst geriethen, und plötzlich springt das Y hervor und schreit mit gewaltiger Stimme:

„Die Sache muß anders werden, oder der Teufel soll mich holen! Welches Recht hat das dumme A, den ersten Rang im A B C einzunehmen? Ist es von Gottes Gnaden zu dieser hohen Würde berufen? Das mögen die übrigen Buchstaben in ihrer Einfalt glauben; ich, ein Grieche von Geburt, glaub' es nimmermehr!"

Kaum hatte das Y geredet, als das Z wüthend aus dem Kasten sprang und zu schreien anfing:

„Wer hat wohl ein größeres Recht, über Undank zu klagen, als ich? Du, o Y, bist in unserer Sprache am leichtesten zu entbehren; ja, man braucht dich eigentlich gar nicht und doch fängst du den Spektakel an. Aber ich, das wichtige, unentbehrliche Z; ich der Anfang aller Zeiten und Zeitungen, alles Zarten und Zauberischen muß just den alleruntersten Rang im A B C ein-

nehmen. Ich schäme mich ordentlich vor den Schulbuben. Und warum bin ich der letzte? Eben weil ich unentbehrlich bin! Ohne mich könnte man keine Zeile schreiben oder lesen; ohne mich gäb' es keine lustige Zeche; ohne mich gäb' es kein Zepter; ohne mich würde Herr von Rothschild und Herr Moritz von Bethmann gar nicht existiren, weil es ohne mich keine Zahlen und keine Zinsen gäbe. Daß ich der Mittelpunkt von jedem Münzfuß bin, will ich gar nicht erwähnen; aber daß ich den ersten Rang in jedem Zirkel behaupte, das muß ich noch sagen. Und so belohnt man meine Dienste! Aber der Teufel hole mich, wenn ich das noch länger dulde. Der Erste will ich sein und der Erste muß ich werden."

„Viel Geschrei und wenig Wolle!" rief das S, aus dem Kasten springend. „Ich bin's, mit dem man künftig den Anfang machen muß. Sein oder nicht Sein, hängt von mir ab. Die Sanftmuth und die Süßigkeit verdankt mir ihr Dasein. Ohne mich gäb' es weder Sammt noch Seide, weder Stiefel noch Sporen, weder Spiegel noch Spieltisch. Ich bin es, dem die Sonne und die Sterne und alle Sachen ihren Anfang verdanken. Ich endlich bin die Wonne Deutschlands, das Entzücken Germania's; denn ohne mich gäb' es ja kein — Sauerkraut und keine Schlafmützen."

„Elendes Philistergeschwätz!“ schrie das K. „Ich brauchte nur ein Wort zu sagen, um euch alle zum Schweigen zu bringen. Ich bin der Anfang zu jedem Keim. Küch und Keller, Kisten und Kasten, kurz: jegliche Kostbarkeit verdankt mir ihren Anfang. Ohne mich gäb' es keine Kunst und also keine Künstler, keinen Kartoffelbrei und keine Klöße. Aber um euch gänzlich nieder zu donnern, sei euch gesagt, daß ohne mich es keine Krone gäbe, daß ohne mich Kaiser und Könige nicht existiren würden, daß ohne – “

„Das Maul gehalten, langweiliges K!“ donnerte das G. „Y, Z, U, V, W und wie ihr alle heißen möget, Canaillen seid ihr gegen mich. Kennt ihr das Wort: Geld? Und wie könnte das Geld ohne mich existiren? Daß ich in der Tugend stecke, ist mir ganz gleichgültig, noch gleichgültiger ist es mir, daß jedes Vergnügen mich zweimal braucht; aber stolz darauf bin ich, daß ohne mich kein König ein Ende nähme und kein Kaiser Gehorsam fände. Man suche mich in jeder Gegend und man wird mich finden und man wünsche eine günstige Gelegenheit zum Gewinn und man wird mich immer zuerst brauchen.“

„Du miserables G!“ schrie das H. Du steckst in jedem Unglück. Jeder Gelbschnabel fängt mit d i r an;

Gift und Galle verdanken dir ihren Anfang. Wenn du nicht wärest, gäb' es keine Gaudiebe, keine Galgenschwengel und keine Gewaltthätigkeit. Ich aber bin das Faktotum der ganzen Welt. Himmel und Hölle entstehen durch mich. Hunde und **hohe** Herrschaften fangen mit mir an. Ich bin der Mittelpunkt der Ehe, der Beginn jedes gekrönten Hauptes und der Schluß von jedem Buch. Ich stecke zweimal im Christenthum, und bin in jeder Thee-Gesellschaft doppelt anzutreffen. Das Königreich Holland braucht mich immer zuerst und Frankreich muß sich doch am Ende immer meiner bedienen, ja, der Nothleidende, der mich nicht zuerst sucht, wird keine Hülfe finden und wo ich nicht bin, ist keine Hoffnung vorhanden. Darum und von dessentwegen will ich, meines hohen Berufes eingedenk, nicht länger den achten Platz im Alphabet einnehmen. Ich will und muß von nun an der erste sein!"

„Du willst, du mußt von nun an der erste sein?" frug das L höhnisch. „Du? O wie ist die Bescheidenheit doch gewichen von dieser Erde! Wie ist doch jetzt nichts mehr unter dieser Sonne zu finden als eitel Hochmuth und blöder Dünkel. Was bläheſt du dich auf, du buckliches H und rühmst dich, eine so hohe Rolle zu spielen? Mich laß reden! Ein Wort ist genug, um

dich und alle Prahlhänse zu beschämen; dieses Wort heißt Liebe! Wenn ich nicht wäre, gäb' es keinen Verliebten und keine Geliebte, keinen geräucherten Lachs und keine Leberpasteten. Licht, Luft und Leben verdanken mir ihren Anfang; ohne mich könnte London nicht bestehen, ohne mich könnten Land und Leute nicht existiren und ohne mich würden Kameele und Philister kein Dasein finden. In der Walhalla, wo der große Tilly, der Magdeburg abgebrannt, nur einmal steht, bin ich dreimal."

„Afrikanische Löwen und deutsche Lumpen verdanken mir ihren Anfang und wo ich nicht bin, gibt's keine Esel und keine Völker, keine Flegel und keine Ladendiener, keine Literatur und keine Makulatur, keine Journale und keine Lügen. Darum und von dessentwegen will ich, meiner hohen Wichtigkeit mir bewußt, nicht mehr eine solch untergeordnete Stellung einnehmen. Ich will und muß fortan der erste sein."

Kaum aber hatte das L ausgesprochen, oder vielmehr ausgeschrieen, als auch die anderen Buchstaben zu rumoren anfingen. Jeder wollte der erste sein, sogar das X. Jeder tischte seine Vorzüge und Talente auf und da diese von den Anderen nicht anerkannt wurden, so kam es zum Raufen und Balgen. Ein Buchstabe hatte aber

bis jetzt an diesem Kampfe nicht Theil genommen und das war das A. Da verschaffte sich das D endlich Gehör und begann:

„Ich will jetzt meine Vorzüge nicht rühmen; aber daß ich das Ende vom Lied bin, unterliegt keinem Zweifel. Hört mich also, verehrte Mitbuchstaben! An unserem bisherigen gerechten Streite hat das A, welches uns leider allen voran geht, noch nicht Theil genommen. Laßt uns also das A fragen, welche Macht ihm das Privilegium gegeben, uns allen voran zu gehen? Das A soll uns Rede stehn!"

„Ja, ja, das A soll uns Rede stehn!" schrieen die Buchstaben wild durcheinander. „Das A soll reden!"

Das kluge A erhob sich langsam aus dem Kasten, wartete, bis sich der Lärm gelegt und begann:

„Meine hochzuverehrenden Mitlettern! Könnt ihr mir wohl einen vernünftigen Grund angeben, warum das Tüpfelchen just auf dem i und nicht auf dem h steht?" —

Das ganze Alphabet zerbrach sich den Kopf, um diese unerwartete Frage zu beantworten. Vergebens! Endlich sagte das i: „ich trage das Tüpfelchen, weil es so Gebrauch ist und weil ich es seit Jahrhunderten trage, deßwegen hab' ich auch ein Recht, es zu tragen."

„Ja, ja, das i hat das Recht dazu," schrieen die

Uebrigen. „Es trägt das Tüpfelchen schon seit Jahrhunderten; oder will das A vielleicht auch noch dem **i** den alten Schmuck nehmen?“

„Behüte mich der Herr vor solch räuberischer Gesinnung,“ sprach das A mit sanfter Stimme. „Ihr werdet mir zugeben, daß ich seit eben so langer Zeit im Alphabet den ersten Platz einnehme, als das **i** das Tüpfelchen trägt. Das **i** trägt das Tüpfelchen, weil es der Gebrauch so ist, weil es dasselbe seit Jahrhunderten trägt; und ich behaupte den ersten Platz unter euch ebenfalls, weil es der Gebrauch so will, ebenfalls, weil ich ihn seit Jahrhunderten behaupte. Und deßwegen hab' ich auch ein Recht dazu, ein historisches Recht. Versteht ihr mich, hochzuverehrende Mitlettern?“ — —

Eine ziemlich lange Pause folgte diesen Worten. Endlich begann das N:

„O, ihr einfältigen Lettern, wie beschämt bin ich, daß ich euer Kamerad bin! Starke Mäuler habt ihr, aber einen schwachen Muth. Was hat euch das verschmitzte A auf eure Frage geantwortet? Nichts, gar nichts! Was ist ein historisches Recht? Eine Floskel, durch welche man die Einfaltspinsel hinter's Licht führt. Wenn das historische Recht ein wirkliches Recht wäre, dann thäte man Unrecht, die Wanzen aus den Betten

und die Mäuse aus den Löchern zu treiben; dann hätte Herkules eine unverzeihliche Sünde gegen den Dreck begangen, als er den Stall des Augias gesäubert; ja, dann hätte das Unrecht ein gewaltiges Recht, gar kein Recht mehr aufkommen zu lassen. Das **A** hat nur der dummen Vorliebe eines beschränkten Schulmeisters den hohen Rang zu verdanken, den es unter uns einnimmt; denn es hat weder mehr Talent, noch bringt es mehr Nutzen als wir. Und wenn ihr es noch länger an der Spitze duldet, so wird es einst aus einem Selbstlauter ein Selbstherrscher, ein furchtbarer Tyrann des ganzen Buchstabengeschlechts werden. Dixi! Punktum! Streusand drüber!"

Als das revolutionäre **R** seine censurwidrige Rede geschlossen, brach der furchtbarste Tumult aus, der noch je erlebt worden ist. Nicht allein, daß die Buchstaben das arrogante **A** gänzlich vertilgen wollten; jeder wollte jetzt der Herrscher der Uebrigen werden, weil jeder durch seine Leistungen die Uebrigen zu übertreffen glaubte. Ja, Einige droheten sogar, sich auf immer aus dem Alphabet zurückzuziehen, wenn ihnen nicht fortan der erste Rang zugesichert würde.

„Wollt ihr nicht mich zum Ersten unter euch nehmen," schrie das **F**, „so sag' ich mich gänzlich los von euch,

so mögen die Fürsten und die Freiherren sehen, wie sie künftig existiren; so möge die deutsche Flotte sehen, wie sie zu Stande kommt; so mögen Freund und Feind sehen, wo sie bleiben; so möge jeder Funke zur Unke, jeder Flausrock zum Lausrock, jeder Geistesflug zum Geisteslug werden! Dixi!"

„Wenn ich nicht der Erste werde," rief das B, „so sag' ich mich gänzlich los von euch; so mögen die Bäder und die Bälle und die Barbiergesellen sehen, wie sie künftig existiren; so mögen Braut und Bräutigam zusehen, wie sie fertig werden; so mögen die Ballettänzerinnen sehen, was sie anfangen; so mögen die Bierbrauereien und die Brabanter verschwinden und München und Frankfurt sich in Sack und Asche hüllen; so möge jedes Blockhaus zum Lockhaus, so möge jeder Brauch zum Rauch, jede Bleiche zur Leiche und jeder Bengel zum Engel werden. Dixi!"

„Wenn man mich nicht zum Ersten macht," donnerte das X, „so sag' ich mich gänzlich los von euch und die Ehemänner mögen künftig sehen, woher sie eine Xantippe kriegen! Dixi!"

Schon wollte das Y zu reden beginnen, als ein gewaltiger Donner zu rollen anfing. Leuchtende Blitze

zischten durch die Luft und eine furchtbare Stimme ertönte und sprach:

„Der Teufel hole die Freiherren und die Flausröcke, die Bierbrauereien und die Ballettänzerinnen, die Bälle und die Badergesellen, die Bengel und die Xantippen! Ihr dummen, einfältigen Buchstaben! Was schwatzt und schreit ihr von einem ersten und einem zweiten Rang? Ihr habt gar keinen Rang; Lakaien seid ihr; Sklaven, Knechte seid ihr! Ich hab' euch gemacht; deßhalb solltet ihr auch mir gehorchen. Aber ihr gehorcht der Dummheit und der Tücke, der Gemeinheit und der Bosheit, und ich habe nicht übel Lust, euch gänzlich zu zertrümmern und mir statt eurer andere Diener zu schaffen, die nur mir gehorchen, damit die Welt glücklicher sei, als sie jetzt ist!"

„Wer bist du denn?" fragten die Lettern, bebend vor der gewaltigen Stimme.

„So hört!" rief die Stimme, so gewaltig, daß die ganze Erde erzitterte. „Ich bin der Geist! Nicht der deutsche Geist und nicht der französische Geist, nicht der Judengeist und nicht der Christengeist. Ich bin der Weltgeist, der Vater alles Geistigen. Wer mich kennt, der liebt mich, und wer mich liebt, der haßt Alles, was gemein, schlecht und nichtsnutzig ist. Ich bin das Licht

14

und das Leben. Wer mir huldigt, ist von wahrem Adel und ob er auch die Schellenkappe trägt; wer mich aber fürchtet und flieht, dem schickt die Weltgeschichte einen schmählichen Steckbrief nach; und wenn auch die prächtigste Krone seine Stirne geschmückt, die Nachwelt drückt ihm dennoch das Schandmal auf seine Stirne. Dixi!"

Zerstreute Gedanken.

Zerstreute Gedanken.

Die Frauen haben zwei Hauptwaffen: — die Schönheit und die Zunge. Je mehr die erste an Glanz verliert, desto mehr gewinnt gewöhnlich die zweite an Schärfe.

In denjenigen Ländern, wo der Fürst das Scepter in einen Prügel umwandelt, da verwandeln die Stockknechte den Prügel gewöhnlich in ein Scepter.

Da bei vielen Menschen Geld und Verstand dasselbe ist, so wundere man sich nicht, daß so viele Menschen mit jenem auch diesen verlieren.

Ein Frauenherz und eine Festung sind sich auch darin ähnlich, daß man beide erst kennen lernt, nachdem man sie erobert.

Schöne und feine Hände regieren oft am strengsten und nachdrücklichsten. Elisabeth und Napoleon hatten sehr schöne Hände und suchten diese durchaus nicht zu verbergen.

Es ist ein wahrhaftes Unglück, mit einem allzuscharfen Geist die menschlichen Dinge zu durchschauen. Im klarsten Wasser entdecken wir durch Hülfe des Sonnenmikroskops Millionen häßlicher, scheußlicher Geschöpfe, und so entdeckt der scharfsinnige Menschenkenner selbst an der schönsten menschlichen Seele unzählige Laster und Gebrechen, die der gewöhnliche Mensch zu seinem Glücke nicht wahrnimmt.

Wenn Jemand auf dem Gipfel eines Berges steht, so werden ihm freilich die Menschen im Thale sehr klein erscheinen, allein nicht minder klein wird er diesen vorkommen. Und so muß man sich nicht wundern, daß große Männer, die eine bedeutende Höhe erreicht, von den Alltagsmenschen, die sich nicht zu erheben vermögen, als klein verschrieen werden.

Der Deutsche gleicht auch darin dem Faullenzer, daß er sich wie dieser oft deßhalb wecken läßt, um dann mit desto größerem Behagen wieder einschlafen zu können.

Man wundere sich nicht, daß große Menschen große Schwächen besitzen; der höchste Baum wurzelt ja am tiefsten in der Erde.

In folgender Beziehung verfahren wir mit dem Menschen wie die Polizei. Wir verstehen nämlich sehr selten unter Charakter die nach unerschütterlichen Grundsätzen befolgte Handlungsweise, sondern nur das Handwerk

das Gewerbe, das Besitzthum, so daß eigentlich der größte Gutsbesitzer den trefflichsten Charakter besitzt. —

Das Gold bleibt immer edel, wenn es auch noch so tief unter der Schlacke verborgen und die Schlacke bleibt immer gemein, wenn sie auch noch so dick vom Golde bedeckt ist.

Die Satyre gleicht dem Messer. Sie schmerzt weniger, wenn sie scharf, als wenn sie stumpf ist.

Der Tod ist ein kurzer Pfad, der von der Zeit zur Ewigkeit führt. Der Mensch soll sich zu diesem Pfade weder tollkühn drängen, noch ihm feighaft ausweichen.

Kleine Menschen steigen oft noch höher als große; aber diese gleichen den Adlern, die sich nur durch die Kraft ihrer eigenen Schwingen erheben, und jene den Drachen, die nur von dem Winde gehoben werden. Wäh-

rend jene frei und ungezügelt schweben, hängen diese an einem dünnen Faden, den ein muthwilliger Knabe nach Willkühr regiert.

Die Liebe gleicht der Natur. Sie fühlt sich nur reich, wenn sie gibt und je mehr sie gibt, desto reicher wird sie.

Im alten Hellas war es das Höchste für einen Sterblichen, in den olympischen oder pythischen Spielen mit dem Oel= oder Lorberzweig beglückt zu werden. Damals durfte man aber kein Lump sein, wenn man von dem ausgezeichnetesten Volk der Erde durch den Lorber ausgezeichnet werden wollte. Jetzt können sich Hunderte den Lorber in Töpfen ziehen und zur Schau vor's Fenster stellen. Es ist fast gar nicht mehr der Mühe werth, Ehrgeiz zu besitzen; ja, es ist so überaus leicht, Ruhm zu erlangen, daß man sich bald schämen wird, berühmt zu werden. Freilich, gibt es heut zu Tage selten einen Ruhm, der ein Recht auf die Blätter der Weltgeschichte hat; er verfliegt gewöhnlich mit

den Blättern der Tagespresse. Diese Blätter schlagen auch oft den Ruhm an den Meistbietenden los und der Meistbietende erkauft ihn nicht einmal um einen hohen Preis. Aber so ist einmal unser Jahrhundert. Ueberall keuchende Hast, schnaufende Eile. Auch nach dem Tempel der Unsterblichkeit drängt man sich und zwar so eifrig, daß man gegenseitig sich fast die Rippen einstößt. Aber kaum hat ein Dutzend sein Ziel erreicht, so wird es von neuen Ankömmlingen wieder aus dem Tempel geworfen, bis auch die neuen wieder von den neuesten verdrängt werden und händeringend in's Meer der Vergessenheit stürzen. Am Ende wird der Ehrgeizige sich schon begnügen, wenn er, bei der ungeheuern Masse von Unsterblichkeitskandidaten, nur einen Monat lang unsterblich bleibt.

Prüde Frauen gleichen dem Glas, das zu den sprödesten Dingen gehört und eben deßhalb am zerbrechlichsten ist.

Die Menschen gleichen den Büchern nicht blos darin, daß sie die Censur passiren müssen, und daß die geist-

reichsten am schnellsten gebunden werden, sondern daß diejenigen am höchsten gestellt sind, die man am wenigsten braucht. Als Hauptsache bei diesen wie bei jenen betrachtet man gewöhnlich den Titel und hält es selten der Mühe werth in beiden zu lesen, wenn sie allzu ernst. Ungebildete Leute lieben gewöhnlich bei Menschen und Büchern mehr das Gold auf dem Rücken als im Herzen, so wie sie überhaupt die Prachtexemplare den schlichten vorziehen; und sehr viele reiche Leute sind von Büchern und Menschen umgeben, ohne diese wie jene zu verstehen und zu begreifen. —

Was die Luft für den Körper, das ist die Freiheit für den Geist. Wer mag aber behaupten, daß je ein Mensch durch Ueberfluß an Luft gestorben?

Es geht mit der Schmeichelei wie mit dem Konfekt. Wer zu viel von beiden genießt, wird am Ende krank; aber etwas davon bei einer besondern Gelegenheit genossen schmeckt sehr angenehm. Es gibt freilich sehr gesunde Mägen, die nichts anders als solide Speisen genießen wollen, und so gibt's auch sehr gesunde Menschen, die

nur Wahrheiten selbst im Gewande des Tadels hören mögen; allein Damen, Künstler und Fürsten naschen gern.

Nur da, wo wahre Freiheit herrscht, nur da, wo jede Individualität sich naturgemäß zu entwickeln berechtigt ist: da nur kann der Geist in allen Formen seine Flügel entfalten. Im Orient, wo man von jeher gewohnt war, nur die untersten Kasten, aber nicht die Wahrheit nackt zu sehen; wo es unter den Menschen nur Herrscher oder Sklaven gab und wo man dem Kindlein in der Wiege schon seine Zukunft bestimmen konnte: da wurde der menschliche Geist dressirt und gezähmt und durfte sich weder höher noch tiefer wagen, als es der bevorzugten Kaste angenehm war. Es ist wahr, der Orient ist die Schule des Occidents; aber dieser lernte in derselben nur das A B C der Bildung und während er durch Selbstunterricht und ungehemmte Geistesentwicklung die höchste Stufe zu erreichen strebt, ist das Morgenland bei seinem Formelwesen stehen geblieben und es gibt heute in Asien eben so wenig ein eigentliches Volksthum, als es vor dreitausend Jahren gegeben.

Seit in Europa die Virtuosen wild wachsen; seit jeder Finger eines Klavierhelden für einen Finger Gottes gehalten und mit dem Schuh einer Tänzerin Fetischdienst getrieben wird: ist das Feld des Ruhmes zur Gemeindetrift geworden, auf welcher viele Wiederkäuer behaglich weiden können.

Wer im Dunkeln sich befindet, kann den im hellen Lichte Weilenden deutlich sehen, aber nicht umgekehrt. So kann auch der Unglückliche den Glücklichen, dieser aber niemals Jenen beurtheilen.

Die Deutschen haben das Schießpulver, das Lumpenpapier und die Buchdruckerkunst erfunden; aber nicht für sich, sondern für Andere. Der Deutsche gleicht dem Kameel. Alles, was in und an ihm ist, bringt der Welt großen Nutzen; aber er selbst ist verdammt auf die Kniee zu stürzen, um sich die schwersten Lasten aufbürden zu lassen. Der Deutsche ist überaus gründlich, so gründlich, daß ihm der ewige Urgrund noch etwas zu ergründen gibt. Der deutsche Geist geht in die Tiefe; der Geist des Franzosen, seines unruhigen Nachbars,

geht in die Breite. Der Deutsche gleicht einem Bohrer; der französische Geist gleicht einer Hobel. Wo der französische Geist eine holperichte Stelle findet, fährt er glättend darüber hin und kommt vorwärts. Der Deutsche aber dringt mit seinem spitzen Geist immer tiefer ein, bleibt aber immer auf derselben Stelle. Er bohrt so lange in das volle Faß der Wissenschaft, bis der Wein ausläuft. Dann kommen die andern Völker und trinken sich satt, während er selbst im trockenen Holze steckt. Ein Deutscher war es auch, der die Uhren erfunden. Der Deutsche selbst gleicht vollkommen einer Uhre. Wie diese, kündigt er allen Anderen den Fortschritt der Zeit an; er selbst aber weiß nie was an der Zeit ist. Andere Nationen stecken ihn in die Tasche und ziehen ihn auf, und wenn die Kette durch den langen Gebrauch ein wenig lose wird, gibt man sie den diplomatischen Uhrmachern zur Reparatur. Die diplomatischen Uhrmacher verstehen ihr Handwerk sehr gut, besonders aber, wie man die Ketten fest und dauerhaft macht.

Nicht sehr oft hat die Natur in ihren Geschöpfen das Schöne mit dem Nützlichen vereint. Das nützlichste Thier, das Kameel, gehört zu den häßlichsten Thieren

und der schöne Pfau ist ein unnützer Vogel. Der Buntspecht ist schöner als die süßflötende Nachtigall und der grausame Tiger ist schöner als der nützliche Ochs. Die Natur will uns dadurch wahrscheinlich die Lehre geben, daß man nicht Alles nach dem unmittelbaren Nutzen taxiren soll, daß das Schöne, welches uns erfreut und entzückt, sogar noch einen größeren Werth habe, als das Nützliche, welches uns nährt und kleidet. Nur ein Krämer wird alles auf der Käsewage abwägen und jedes Ding nach dem Vortheil schätzen, den es bringt.

Es ist nicht immer unsere Schuld, daß das Glück uns verachtet; aber es ist immer unsere Schuld, wenn wir das Unglück nicht verachten.

Ordinäre Menschen und Weine bedürfen der Etiquette, um mehr zu gelten als sie werth sind.

Der Deutsche zeichnet sich durch seine unbegrenzte Gutmüthigkeit aus. Der deutschen Gutmüthigkeit geht's wie der Weltgeschichte; sie nimmt mit jedem Tage zu

und es ist wirklich erstaunlich, daß sie, die deutsche Gutmüthigkeit nämlich, nicht endlich im eigenen Fett erstickt. Der Deutsche hat ein Sprichwort: „Geduldige Schafe gehen viel in einen Stall.“ Und in der That, Deutschland ist ein ungeheurer Stall von vielen tausend Quadratmeilen mit vielen Millionen geduldigen Schafen, in deren Wolle sich Engländer, Franzosen, Holländer und viele andere Völker warm zu kleiden wissen. Dem Deutschen ist die Geduld so sehr zur zweiten Natur geworden, daß es sein größtes Unglück ist, wenn er sich in einem unbegreiflichen Augenblick selbst vergißt und etwas ungeduldig wird. Es geht ihm wie jenem Bettler mit der Mücke. Ein Bettler lag träge an der Schwelle eines Hauses und ließ sich lange von einer frechen Mücke um die Nase tanzen, ohne sie nur durch die mindeste Bewegung abzuwehren. Endlich, endlich ward er überdrüßig, er patschte zu und — schlug sich die Nase wund, während die Mücke mit heiler Haut auf einen Augenblick davon flog und bald wieder die Nase belästigte. Wenn der Deutsche wirklich ein Mal losschlägt, so verwundet er nur sich selbst; aber von dem, was ihn belästigt, kann er nie frei werden, weil er weder die rechte Zeit, noch das passende Ziel zu treffen weiß.

Deutschland ist das Herz Europa's. Es verhält sich mit diesem Herzen wie mit dem menschlichen. Alle Glieder des Menschen sündigen meistens auf Kosten des Herzens, der Kopf, der Magen und die Gliedmaßen. Alle Länder Europa's sündigen auf Kosten Deutschlands. Wenn in England eine neue Maschine erfunden wird, gehen deutsche Fabriken zu Grunde, und wenn in Frankreich eine Emeute ausbricht, werden gegen die Deutschen harte Maßregeln ergriffen. —

Die Schönheit ist das Prachtgewand des sterblichen Menschen, so wie die Tugend das des unsterblichen ist.

Alles sieht der Mensch, nur nicht die Scholle Erde, auf der er steht, und unter allen Räthseln, die ihm das Leben aufgibt, ist er selbst das schwierigste. Alles hat der menschliche Geist ergründet und erforscht, bis auf das menschliche Herz, in dessen Tiefe, wie in der des Ozeans, die Perle neben dem Ungeheuer schlummert. Wie oft hören wir den scheinbar erprobtesten Menschenkenner sterbend ausrufen, daß auch er sich in seiner Kenntniß getäuscht, ja, daß er sich am meisten getäuscht,

weil er es am wenigsten geglaubt! Und dennoch! Welches tiefere, welches fesselndere Studium gibt es für uns, als das des menschlichen Herzens? Ist und bleibt der Mensch nicht immer der Mittelpunkt, um welchen sich alles dreht, was er sieht, denkt und empfindet?

Die Frucht fällt nicht nur vom Baum, wenn sie reif, sondern auch wenn sie vom Wurm zernagt ist.

Fürsten können keine Freiheit geben; aber Völker können sie nehmen.

Der Verleumder weiß, daß die wenigsten Menschen sich dadurch höher zu stellen vermögen, indem sie wirklich höhere Stufen erklimmen, daß vielmehr die meisten Menschen dadurch an Werth zu gewinnen glauben, wenn ihre Nebenmenschen an Werth verlieren. Der Verleumder beginnt gewöhnlich mit einem Lob des zu Verleumdenden; er setzt ihm erst den Kranz auf, bevor er ihn opfert.

Es gibt Leute, die besonders von der Ruhmsucht stark gequält sind. Sie hungern und dursten und leben in den ärgsten Nöthen, blos des Ruhmes wegen. Manche sind hierin glücklich und fallen so zu sagen die Tempelstufen der Unsterblichkeit hinauf. Manchem aber geht es leider mit dem Ruhm, wie es den Kindern mit dem Himmel geht. Diese glauben gewöhnlich, daß er in einiger Entfernung die Erde berührt. Sie laufen keuchend darauf zu, um ihn zu erhaschen und werden erst später gewahr, daß es nur eine optische Täuschung ist. Jemehr sich der Horizont jener Unglücklichen erweitert, desto ferner wird ihnen die Aussicht des gewünschten Zieles und so wird ihr Leben tausendfach von ihnen getödtet, damit sie nur nach dem Tode bei ihren Mitmenschen fortleben. Diese Mitmenschen aber sind sehr sonderbar. Nicht das Ordentliche zieht sie an, sondern das Außerordentliche. Sie glauben nicht einmal den Göttern, wenn diese nicht einige Taschenspielerkünste produziren. Sie wollen überrascht werden. Käme einst ein dunkelblauer Esel zur Welt, er würde bei den Menschen mehr Bewunderung erregen, als Sonne, Mond und Sterne. Wie bald würden sich aber diese ruhmsüchtigen Menschen von der Nichtigkeit ihres Strebens überzeugen, wenn sie bedenken, daß es fast keine Bestie gibt, der

man nicht schon auf Erden göttliche Ehre erwiesen. Ochsen, Kühe und Kälber sind schon als Gottheiten in prächtigen Tempeln verehrt worden.

Drei Gewalten kennen keinen Unterschied des Standes: die Liebe, die Noth und der Tod.

So lange die Frauen in den ihnen angewiesenen Kreisen beharren, erleuchten und erwärmen sie ihre ganze Umgebung; sobald sie aber aus diesem Kreise treten, können sie höchstens blenden und verzehren, aber kein frisches Leben schaffen. Eine Frau, die ihren Beruf erfüllt, wird immer gefallen; eine Frau, die immer gefallen will, wird ihren Beruf nie erfüllen. Die Herrschaft einer Frau ist immer eine rechtmäßige, wenn sie durch ihr Herz den Kopf des Mannes lenkt; will sie aber das Herz des Mannes durch ihren Kopf beherrschen, so ist dies eine Despotie, welche zu gewaltigen Revolutionen führt.

Die Langeweile ist der Schatten der Ewigkeit.

Die Freude hat ihre Thränen so gut wie der Schmerz; nur die Hartherzigkeit und die Verzweiflung haben keine.

Es liegt nicht an der Sonne, daß auf der Erde Nacht und Winter, sondern an der Erde, die sich von der Sonne abwendet und entfernt. Das Unglück kommt nie von Gott, sondern von den Menschen, die das Glück zerstören. Wie leicht wäre es doch besonders für diejenigen, welchen das Geschick der Völker anvertraut, das Wohl derselben zu fördern! Ist es nicht viel leichter, mit milder Hand als mit ehrener Sohle zu regieren? Ist es nicht ruhmvoller, Menschen zu lenken als über Sklaven zu herrschen? Und doch sehen wir fast täglich, daß Männer, deren Herz für Wahrheit und Gerechtigkeit schlägt, zu Märtyrern werden müssen, weil die Wahrheit selten da gelitten wird, wo sie am ersten gefunden werden sollte und weil die Gerechtigkeit in unseren Tagen wohl blind und mit dem Schwerte bewaffnet, aber leider sehr oft ohne Wage ist.

Ein Heller in eine leere Büchse geworfen macht mehr Geräusch, als ein Goldstück in eine volle.

Ich saß vor einiger Zeit an der Wirthstafel in Wiesbaden. Mein vis-à-vis bildeten drei Männer von sehr verschiedenem Äeußern. Einer von ihnen, ein Engländer, war so dürr wie der Schatten einer Mumie und hieb so weltbeherrschend in das Rindfleisch, als hätte er den irdischen Appetit erfunden. Er sprach nur sehr wenig; jedes Wort aber, das er sprach, war ein Befehl, ein Befehl für den unglücklichen Kellner, der nicht genug Beine für den Sohn Albions haben konnte. An der linken Seite des Engländers saß die unermüdliche Geschwätzigkeit in Gestalt eines dicken muntern Franzosen. Jeder Bissen, den er zu sich nahm, war von einer pikanten Bemerkung, von einem leichtsinnigen Witz, von einem frivolen bon mot begleitet. Er lieferte sich auf diese Weise seine eigene Würze zu den Speisen. Derjenige aber, der an der linken Seite des Franzosen saß, hatte ein breites, gutmüthiges Gesicht, in dessen Zügen geschrieben stand: „Hier ruht die Ergebung in den göttlichen Willen.“ Dieser Mann mit dem breiten Gesicht sprach kein einzig Wort und aß sehr wenig, weil erst die Schüssel an ihn kam, nachdem England und Frankreich den unermüdlichen Appetit gestillt. Der gute Mensch betrachtete immer die Schüssel, wenn sie an ihn gelangte, wie ein gefühlvoller Mensch ein

kaum geräumtes Schlachtfeld betrachtet, nämlich stumm und seufzend. Ich bewunderte das Kleeblatt im höchsten Grade. Ich bewunderte den Engländer wegen seiner ungeheueren Freß-Capazität und glaubte endlich, er sei gar kein Mensch, sondern ein personifizirter Magen. Noch mehr aber bewunderte ich den Franzosen, der trotz seiner sprudelnden Laune und seiner Heiterkeit nicht wenig in den Saucen und Ragouts wüthete. Aß er nur, um von seinen Witzen auszuruhen, oder wollte er nur durch seine Witze die Aufmerksamkeit von seiner Eßlust abziehen? Wer weiß! Am meisten aber bewunderte ich den Mann mit dem breiten Gesichte, das so glatt und brach da lag, wie ein ungeackertes Weizenfeld. Er sprach nicht und äußerte durch nichts seine Unzufriedenheit über seine Nachbaren, die ihn gar nicht berücksichtigten und ihn mit leeren Verbeugungen und Tellern abspeisten. Nun kam der Pudding. Ein Gefühl süßen Heimwehes bemächtigte sich des Engländers, als er die überzuckerte Erfindung seines Vaterlandes auf der Schüssel rauchen sah. Der Pudding lag da, herrlich wie die Weltkugel. Mit mächtigem Löffel fuhr der Engländer hinein und — die ganze östliche Hemisphäre lag rauchend auf seinem Teller. Der Franzose war artig genug, nicht die ganze westliche Hemisphäre zu occupiren, sondern ließ eine kleine Pudding-

Insel für seinen stillen, ergebungsvollen Nachbar. Ich empfand wirklich eine innige Freude, als ich sah, wie der stille Mann das kleine Besitzthum, das er nach langem Hoffen und Harren endlich durch französisches Mitleid erhielt, auf seinen Teller legte. Er faßt die Gabel, bringt einen Bissen zum Munde und findet, daß der Puddig noch heißer als seine Sehnsucht nach demselben. Ruhig legt er die Gabel wieder hin und wartet, bis der Gegenstand seiner Sehnsucht ein wenig erkaltet. Er wartet, — er wartet — da kommt der Kellner und nimmt den Teller fort und der Arme sitzt da und blickt schweigend auf das bleiche Tischtuch. An diesem letzten Unglück erkannte ich meinen Pappenheimer. „Sagen Sie," flüsterte ich dem Kellner zu, „ist dieser stille Mann da drüben nicht ein Deutscher?" „Sie entschuldigen," erwiederte der Kellner, „ein Hannoveraner."

In ungebundener Rede.

Ganz natürlich!

Ja, jede Kreatur, sie bleibt
Doch immer kreatürlich;
Es wird die ewige Natur
Wohl niemals unnatürlich.

Ein Wiederkäuer ist der Ochs
Noch wie zu Adams Zeiten;
Vierfüßig sieht man noch die Kuh
Auf fetten Wiesen schreiten.

Die Hinkel scharren noch im Mist;
Noch tragen Gockels Sporen.
Die Hämmel sind noch fromm und dumm;
Noch wird das Schaf geschoren.

Es spreizt sich immer noch der Pfau;
Die Papageien plappern.
Noch immer hört man jeden Storch
Mit langen Beinen klappern.

Der Esel ist noch immer grau,
Hat nicht das Kreuz verloren;
Auch trägt er wie zu Eva's Zeit
Noch äußerst lange Ohren.

Die Raben sind noch immer schwarz
Und sehr geneigt zum Stehlen;
Zum alten Liedlein stimmen noch
Dompfäfflein ihre Kehlen.

Das Kätzchen wird zu rechter Zeit
Noch jetzt zur schlauen Katze,
Und aus dem feinen Tätzchen wird
Auch jetzt noch eine Tatze.

Die Hunde kennt man am Gebell,
Die Löwen an den Klauen,
Und Eulen können auch noch jetzt
Das Tageslicht nicht schauen.

Tyrannen sind Tyrannen noch
Als wie zu Zeiten Nero's,
Und unter allen Hasen gibt's
Auch jetzt noch keinen Heros.

An die Gänse.

Ihr lieben Gänschen, euch mach' ich
Die zärtlichste Verbeugung;
Ich liebt' euch aus Gewohnheit sonst,
Doch jetzt aus Ueberzeugung.

Ach, nur der Menschheit Heil und Wohl
Ist ja geweiht eu'r Wesen;
In euren kleinen Aeuglein schon
Ist eure Huld zu lesen.

Ihr watschelt durch das Leben hin
Mit breiten frommen Schritten,
Und wer euch gerne rupfen will,
Braucht euch nicht lang zu bitten.

Und eurer Güte danken wir
Die warme Federbettung,
Wie euren Müttern einst gedankt
Das ew'ge Rom die Rettung.

Wie in der Urzeit seid ihr noch
Das Beste auf dem Tische.
Und ohne euch gäb's auf der Welt
Ja keine Flederwische.

Ihr seid es, die den Hungrigen
Am allerbesten tröstet,
Wenn ihr im Saucenvollgefühl
Der Pfann' entsteigt geröstet.

Der Gäste Glück war't ihr von je,
Der Ruhm stets der Gastgeber;
Zart ist eu'r Herz, zart eure Haut,
Doch zarter eure Leber.

Nur schade, daß eu'r süßes Fleisch,
Trotz eurer weichen Federn,
Am Ende wird so zäh, so zäh,
So ungenießbar ledern.

Ihr lieben Gänse, kein Geschöpf
Glich' euch an hoher Tugend,
Hätt' euch die gütige Natur
Geschenkt nur ew'ge Jugend.

Kriegesthaten.

Ich plapp're mit dem Schnäbelchen;
Ich prunke mit dem Helmchen;
Ich klapp're mit dem Säbelchen;
Ich bin ein loses Schelmchen!

Ich bin ein loses Schelmchen!
Ich klapp're mit dem Säbelchen;
Ich prunke mit dem Helmchen;
Ich plapp're mit dem Schnäbelchen.

Ich klapp're mit dem Säbelchen;
Ich prunke mit dem Helmchen;
Ich plapp're mit dem Schnäbelchen;
Ich bin ein loses Schelmchen!

Tolle Geschichten.

Die Welt ist jetzt ein Irrenhaus;
D'ran ist wohl gar kein Zweifel.
Den lieben Gott wirft man zum Tempel hinaus;
Auf den Kanzeln predigt der Teufel.

Die Menschen steckt man in's Hundeloch;
Die Hunde leben im Freien.
Die Völker werden gespannt in's Joch,
Damit die Ochsen gedeihen.

Die Frühlingssonne wärmt nicht mehr;
Im Winter will es nicht frieren.
Zweibeinig gehen die Esel einher;
Doktoren gehen auf Vieren.

Tollhäusler reden von Geist und Vernunft
Und Ehrlichkeit predigen Diebe.
Von Treue spricht die Schelmenzunft,
Der Wuch'rer von christlicher Liebe.

Die Lüge richtet die Wahrheit zu Grund;
Die Tapferkeit fliehet die Feigen.
Taubstumme lehrt man reden jetzund
Und Redner bringt man zum Schweigen.

Seiltänzer werden jetzt Künstler genannt,
Die Orden und Kränze verdienen.
Maschinen haben jetzt Menschenverstand
Und Menschen sind jetzt Maschinen.

So sind die Sachen auf Erden bestellt;
D'ran ist wohl gar kein Zweifel.
Der Teufel holet niemals die Welt;
Die Welt, die holet den Teufel!

Es hilft doch nichts!

Kommt der Gärtner mit der Scheere,
Um das Wachsthum zu vereiteln?
Nein! Damit der Trieb sich mehre,
Muß er Busch und Baum beschneiteln.

Nun so wie in der Natur Brauch
Mit Gezweig, Geäst und Ranken:
Ei, so macht es die Censur auch
Mit Ideen und Gedanken.

Drum laßt mir die dummen Faxen
Mit Censur und mit Censoren;
Denn nur stärker werden wachsen
Die Gedanken, die geschoren.

Originelle Gedanken.

Statt neuer Lügen will ich jetzt
Nur alte Wahrheit singen;
So hoff' ich, es zu guter Letzt
Zum Monument zu bringen.

Sobald es tagt, beginnt in Pracht
Das Sonnenlicht zu funkeln;
Und flieht der Tag, so kommt die Nacht
Und liegt die Welt im Dunkeln.

An Landluft fehlt es jeder Stadt;
An Geist fehlt's hohlen Köpfen.
Und was Natur geschaffen hat,
Zählt man zu den Geschöpfen.

Das Feuer brennt; es weht der Wind;
Der Zucker schmeckt gar süße.
Und da, wo viele Hasen sind,
Sind auch viel Hasenfüße.

Wen Hunger quält, der ist nicht satt;
Todt ist, wer sich erstochen.
Und wenn ein Fürst gesprochen hat,
So hat er was gesprochen.

„Einst wird kommen der Tag.“

Vetter Michel, Vetter Michel,
Höre doch der Spötter Lachen,
Die da singen, die da sagen,
Nimmer würdest du erwachen!

Die da sagen, die da singen,
Daß du deine Zeit durchnuselst
Und am warmen Ofen hockend
Deine Riesenkraft verduselst.

Vetter Michel, Vetter Michel,
Willst du nicht die Spötter strafen?
Willst du ewig, Vetter Michel,
Willst du, Michel, ewig schlafen? —

Nein, nicht ewig, Vetter Michel,
Wirst du in dem Schlaf verbleiben;
Kommt die Zeit, wirst du erwachen
Und wirst dir die Augen reiben.

Wirst dich rütteln, wirst dich schütteln,
Wirst dich räuspern, wirst dich recken;
Wirst die Arme von dir schleudern,
Wirst die Beine von dir strecken.

Wirst die Zipfelmütze lüften,
Wirst dir schütteln deine Mähnen;
Und dann wirst du, Vetter Michel,
Ja, dann wirst du furchtbar — gähnen.

Wohl zu beachten!

Du siehst wohl manches Mutterkind
Frech unter Meistern klaffen;
Denn in dem Wald, wo Löwen sind,
Da plärren auch die Affen.

Das ist wahrhaftig doch nicht neu;
Wer wird noch drüber schreiben?
Der Aff' bleibt Aff'; der Leu bleibt Leu
Und so wird's immer bleiben!

Ungeheurer Kampf.

Don Quijote, Don Quijote
Der verkannte Weltbekannte,
Trabt beim früh'sten Morgenrothe
Auf der edlen Rozinante.

Ihn des Ritterthumes Zierde
Treibt's hinaus ins Land, ins weite;
Ruhmbegierde, Ruhmbegierde
Will er sättigen im Streite.

Helden sucht der edle Don ja
Zu bekämpfen, zu besiegen
Und vor seiner süßen Doña
Ruhmgekrönet dann zu liegen.

Drum sucht auch der Don, der wilde
Rechts und links im finstern Grolle —
Ha, was wallt dort im Gefilde?
Ritter sind's gehüllt in Wolle!

Ritter sind's gehüllt in Wolle,
Fromme Hämmel wiederkäuend;
Und der Don, im finstern Grolle,
Blicket wild und grimmig dräuend.

Blicket wild und grimmig dräuend,
Eilt dahin mit Heldenmuthe;
Fromme Ritter, wiederkäuend,
Wälzen sich in ihrem Blute.

Und der Don gar kühngemuthet
Blicket stolz darein und kecklich,
Daß die ganze Schaar verblutet,
Die so furchtbar war und schrecklich. —

Der deutsche Gelehrte.

Sei gepriesen, Herr der Erden!
Sei gepriesen, Weltenlenker!
Ließest mich Gelehrter werden,
Machtest mich zum tiefen Denker.

Im Gebiete der Scientien
Bin ich Herrscher, bin ich Meister;
Und ich kenn' die Ingredientien,
Um zu bannen alle Geister.

Durch die Regeln der Algebra
Weiß ich alles, was versteckt ist;
Ja, ich weiß, warum das Zebra
Lang gestreift und nicht gefleckt ist.

Und ich weiß, warum Gazellen
Nur behornt und nicht beflügelt;
Ja, warum die Hunde bellen,
Hab' ich auch schon ausgeklügelt.

Und warum so dumm der Gimpel
Und das Beutelthier bebeutelt,
Hab' ich längst schon klar und simpel
Mir durch Scharfsinn ausgedeutelt.

Weßhalb launisch alle Frau'n sind,
Weiß ich; und ich weiß nicht minder,
Weßhalb alle Flöhe braun sind
Und die Löwen keine Rinder.

Was bis jetzt sich zugetragen,
Weiß ich alles auf's perfektste,
Und getrau mir auch zu sagen
Von der Zukunft das Versteckteste.

Eines aber macht mich dämlich;
Eines aber macht mich stutzen!
Ach, vergebens such' ich nämlich,
Was die Gegenwart soll nutzen.

An die Hypergenialen.

Nicht durch hohles Wortgeprunke
Zeigt sich Geisteskraft und Stärke;
Lebt in euch der wahre Funke,
Nun so zeigt's durch Geisteswerke.

Ach, eu'r metrisches Gedudel
Klingt so bettelhaft und schofel!
Wahrlich, nicht in jedem Pudel
Steckt zugleich ein Mephistophel!

Ob ihr überkecklich haust gleich;
Ob ihr's genialisch treibet:
Nicht ein Jeder ist ein Faust gleich,
Der dem Teufel sich verschreibet.

An die Berliner.

Berliner sprecht: Was hat so schnell
Euch metamorphisiret?
Aus Liebe zum Antiquen ist
Eu'r Herz ganz antiquiret!

Berlin ist jetzt nicht mehr Berlin
Und auch nicht brandenburgisch.
Man spricht bei euch solonisch halb
Und halb spricht man lykurgisch.

Ihr liebt den bleichen Mond nicht mehr,
Ihr liebt nur die Gymnastik;
Und auf der Hasenhaide zeigt
Ihr eurer Waden Plastik.

Auch sagt man, Ihr verschreibt den Thee
Euch jetzt nur aus Lakonien
Und schmieret nur auf dorisch Brod
Die Butter euch aus Jonien.

Den langen grausen Mir-Mich-Kampf
Habt ihr jetzt ganz vergessen;
Und der Tragöde Raupach wich
Auf immer Sophoklessen.

Vergessen auch ist Angely
Sammt seinen alten Faxen;
Eu'r feines Ohr ist jetzt gewöhnt
An griechisches Koaxen.

Der blonde Sand der Uckermark
Dient jetzt nur zur Palästra,
Und Fräulein Hagn, die spielt jetzt
Das Fach der Klytemnestra.

Selbst in dem Kroll'schen Saale speist
Man nur spartan'sche Suppen;
Und Nachts sieht man an jeder Eck'
Nur höchst antique Gruppen.

Ihr nennt jetzt jeden Ref'rendar
Nur Referendareios;
Und Nante Strumpf, der heißt sich selbst
Seit Monden schon Strumpfeios.

Er säuft jetzt keinen schlechten Schnaps;
Er schlürft nur süßen Schnapsos.
Besoffen ist er auch nicht mehr;
Er hat nur einen Rapsos.

Fürwahr! durch solche Bildung wirkt
Ihr trefflich auf die Masse,
Und klassisch wird am Ende noch
Die Stiefelputzerklasse.

Berlin, du bist schon halb Athen;
Doch fehlt dir jedenfalls noch,
Um ganz und gar Athen zu sein,
Nur etwas attisch Salz noch.

An die Obskuren.

Naturam expellas furca
tamen usque recurret.
Hor.

Könnt ihr es der Pflanze wehren,
Daß sie auf zum Himmel sprieße?
Könnt ihr es dem Bergstrom wehren,
Daß er sich in's Thal ergieße?

Könnt ihr wohl die Zweige hindern,
Sich zu drängen aus dem Stamme?
Könnt ihr wohl die Sonne hindern,
Daß sie leuchte, daß sie flamme?

Werdet ihr den Adler zwingen,
Nur zu kriechen, statt zu fliegen?
Werdet ihr den Löwen zwingen,
Zitternd sich in's Joch zu schmiegen?

Glaubt nicht durch eu'r loses Schandwerk
Gottes Werke zu vernichten!
Glaubt nicht durch eu'r schmählich Handwerk
Geisteswerke hinzurichten!

Die Natur läßt sich nicht zwingen;
Die Natur läßt sich nicht zwängen!
Und was sie voran läßt dringen,
Werdet ihr nicht rückwärts drängen!

Strebt ihr rastlos auch im Dunkeln,
Licht und Wahrheit zu bekriegen:
Gottes Licht wird ewig funkeln
Und die Wahrheit ewig siegen!

Strebt ihr ehrlich nach der Tugend,
Licht und Wahrheit zu verbreiten:
Gottes Licht wird ewig leuchten
Und der Wahrheit ewig siegen!

Aus dem Schlaraffenlande.

I.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist das Leben ganz süperbe;
In dem Lande der Schlaraffen
Ist der Müssiggang Gewerbe.

Süß ist hier der Lebenswandel,
Köstlich über alle Maßen;
Denn von purem Zuckerkandel
Sind geflastert ja die Straßen.

In den Gossen, in den weiten,
Fließet Wein von allen Sorten;
Und die Trottoirs, die breiten,
Sind von glatten Mandeltorten.

Doch vom Himmel stürzt Champagner,
Daß ein Jeder froh sich saufe,
Und sein Glück ist's, kommt hier Mancher
Von dem Regen in die Traufe.

Ist das Wetter noch so latschig,
Was verschlägt's, sich zu besprützen?
Bischof, Kardinal, wie quatschig!
Sieht man dann in allen Pfützen.

Wär' der deutsche Dreck so köstlich,
Ei, das gebe ein Geschlecke!
Doch der Adel wär' untröstlich,
Säß' das Volk in solchem Drecke.

II.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist das Leben unvergleichlich;
Die gebrat'nen Tauben fliegen
In die Mäuler überreichlich.

Und damit man überhoben
Sei der Gabeln und der Messer,
Fliegen Schnepfen und Kapaunen
Schon tranchirt in's Maul der Fresser,

Und noch viel bequemer ist es,
Daß man niemals braucht zu kauen,
Daß die Beefsteaks und die Cotelets
Sich von selber schon verdauen.

Und das prächtigste von allem
Ist es doch, bei meiner Seele!
Daß bei solchen Leckerbissen
Der App'tit Niemanden fehle.

Gern säh' ich dich, Vetter Michel,
In Schlaraffia verkehren,
Müßtest du nicht hier das Schönste,
Nicht das Beste hier entbehren.

Denn so glücklich die Schlaraffen,
Dennoch fehlt zu ihrer Größe,
Was, o Michel, dich begeistert —
Sauerkraut und Leberklöße!

III.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist das Leben sonder Tadel.
Hier gibt's keinen dummen Pöbel;
Jeder ist vom höchsten Adel.

Aber zu dem niedern zählt man
Thiere, die mit Schwänzen wedeln;
Leichter glaubt man hier die Bestien
Durch den Adel zu veredeln.

Und so sind hier Reichsbarone
Selbst die Pinscher und die Möpse;
Esel sind hier Herrn von Esel
Und die Hämmel Herrn von Schöpse.

D'rum bei groß und kleinen Bestien
Merkt man hier gar keine Roheit;
Wenn sie bellen, wenn sie schreien,
Schrei'n und bellen sie von Hoheit.

Eins nur fehlet in Schlaraffia,
Diesem schönsten Land der Länder,
Was in Deutschland niemals fehlet: —
Orden nur und Ordensbänder.

IV.

In dem Lande der Schlaraffen
Gibt's auch Leutnants, und nicht minder
Gibt es hier sehr viel Kadetten,
Lauter feine, saub're Kinder.

Ihre Röcklein sind von Seide;
Ihre Helme, noch viel netter,
Sind von wasserdichtem Taffent,
Trefflich gegen feuchtes Wetter.

Ihre Handschuh' sind von Sammet;
Ihre Waffen, noch viel schmucker,
Sind, statt Schwerter und statt Lanzen,
Lorgnons nur und Operngucker.

Und sie geh'n zwar in Conzerte,
Aber nie in die Bataille;
Und damit sie Zeit ersparen,
Schnürt von selbst sich ihre Taille.

Und sie ziehn nicht zur Bataille,
Sondern nur zur Promenade;
Statt nach Feindesblut zu riechen,
Duften sie stets nach Pommade.

Denn sie wollen keine Schlachten,
Sondern Herzen nur gewinnen;
Drum statt Bomben, werfen Blicke
Sie nur auf Putzmacherinnen.

Und sie wollen nur auf Bälle,
Aber nicht in die Walhalla;
Drum sieht man sie nie im Harnisch,
Sondern nur in vollster Galla.

Und so ist ihr Leben herrlich.
Aber schade, jammerschade!
Eins doch fehlt zu ihrer Wonne
Und das ist — die Wachtparade!

V.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist es lieblich zu regieren,
Weil sich in Regierungssachen
Die Schlaraffen nicht meliren.

Auch gibt's hier gar keine Blätter
Voll der schnödesten Regirung;
Wenn man Gott lobt in Schlaraffia,
Lobt zugleich man die Regierung.

Dreimal schwingt man hier tagtäglich
Weihrauchfässer der Regierung;
Deßhalb kennt man in Schlaraffia
Nicht Censur und Confiscirung.

Polizeiagenten hasset
Die schlaraffische Regierung;
Drum auch wissen die Schlaraffen
Nichts von grober Maltraitirung.

Und die Literaten trinken
Smollis hier mit der Regierung;
Und man kennt nicht in Schlaraffia
Manuskriptenvisitirung.

Und so gehen die Schlaraffen
Arm in Arm mit der Regierung;
Denn nur Güte weht in ihrer
Allerkleinsten Publizirung.

Doch nur eins hat die Regierung
Noch bis dato arg verschuldet,
Daß sie — schwer fällt mir's zu sagen —
Leider keine Spielbank duldet!

VI.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind die anmuthsvollsten Frauen;
Selbst die Houris und die Peris
Sind nicht lieblicher zu schauen.

Rund von Gliedern, schlank von Wuchse,
Wiegen sie sich auf den Hüften
So manierlich und so zierlich
Wie die Elfen in den Lüften.

Ihren Händchen ist an Weiße
Frischster Schnee nicht zu vergleichen;
Und die Lilje muß an Klarheit
Ihren vollen Armen weichen.

Ihre Füßchen, nett und niedlich
In der Haft der feinsten Seide,
Reizten ohne allen Zweifel
Göttin Fanny selbst zum Neide.

Stürmisch von den Achseln flattert
Ihrer Locken wilde Welle;
Und ihr Auge strahlt viel sanfter
Als das Auge der Gazelle.

Und die Grübchen in den Wangen
Und das Grübchen in dem Kinne
Brächten selbst das Herz der Heil'gen
In die Gluthen heißer Minne.

Sieht man solch ein Weib, so wähnt man,
Daß es just vom Paradies kommt;
Denn Natur hat es gekleidet,
Nicht die Kunst, die von Paris kommt.

Doch laßt mich die kleinen Mäulchen
Dieser Schönsten nicht vergessen!
Solch ein Mäulchen ist gebildet
Nur zu küssen, nicht zu essen.

Und was sonst noch an den Holden
Künstlerisch ist aufzufassen,
Will ich schüchtern und bescheiden
Andern Pinseln überlassen. —

Deßhalb werdet ihr nicht staunen,
Daß bei solchen Zauberreizen,
Nicht mit Huld'gung und Anbetung
Die Schlaraffensöhne geizen.

Lassen sich Schlaraffendamen
Nur von weit'ster Ferne sehen,
Sieht man die Schlaraffenmänner
Vor Entzücken gleich vergehen.

Und sie singen Complimente
Nur nach Noten, höchst melodisch;
Sprechen sie dann auch vom Wetter,
So geschieht's nur episodisch.

Reden Männer hier von Frauen,
Sieht man gleich ihr Aug' erblitzen;
(Deßhalb bleibt auch auf den Bällen
Keine einz'ge Dame sitzen.)

Darum ist auch höchst zufrieden
Das Schlaraffenweib wie keines;
Doch zu ihrem vollsten Glücke
Mangelt leider nur noch eines.

Ach, es bricht mir fast das Herze;
Doch ich darf es nicht verhehlen,
Daß den armen Schlaraffinnen —
Die ästhet'schen Kränzchen fehlen.

VII.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind voll Bildung alle Frauen;
Selbst bei deutschen Professoren
Kann man keine größ're schauen.

Was in der Natur verborgen,
Spüren ihre feinen Näschen;
Und mit ihren Liljenohren
Wachsen hören sie das Gräschen.

Im Homer und Cicero sind
Wohlbewandert diese Wesen;
Ja, sie schreiben sich auch selber
Die Romane, die sie lesen.

Orthograph'sche Schnitzer trüben
Niemals ihren Herzensfrieden;
Und in ihrem Manuskript sind
Krumme Linien stets vermieden.

Und um eine Kunst noch könnten
Deutsche Frauen sie beneiden,
Daß die Federn, die sie brauchen,
Sie sich selber auch noch schneiden.

Wenn sie am Claviere sitzen,
Wird ein Lißt sogar begeistert;
Und wenn sie die Harfe spielen
Fühlt sich Bochsa übermeistert.

Und in Wasserfarben malen
Sie das allerschönste Viehstück;
Und in einem Nu verfert'gen
Sie in Oel das feinste Kniestück.

Alles können diese Frauen;
Doch — ich sag's mit feuchten Blicken —
Alles können sie, doch leider,
Leider — keine Strümpfe stricken!

VIII.

In dem Lande der Schlaraffen
Gibt's der Schauspielhäuser viele,
Sehr geschmackvoll und höchst kostbar
Aufgeführt in griech'schem Style.

In den äußern Säulenhallen
Herrscht schon Ordnung, vor'sche nämlich;
Aber in dem Innern selber
Sind die Sitze höchst bequemlich.

Kein Jucheh gibt's hier hartsitzig,
Sondern nur die weichsten Logen;
Drinnen lächeln die Schlaraffen
Wie die siegestrunk'nen Dogen.

Und an ihrer Seite sitzen
Holde Frau'n mit bloßen Nacken;
Und sie lächeln und sie essen
Maccaronis, frisch gebacken.

Holde Frau'n mit bloßen Nacken,
In den Ohren Diamanten,
Um den Hals die schönsten Perlen,
An dem Busen Brüss'ler Kanten.

Sehr beliebt sind hier die Opern
Donizetti's und Bellini's;
Im Orchester aber geigen
Lauter Prüme's und Paganini's.

Und die Sängerinnen, herrlich,
Ueppig wie die griech'schen Musen,
Tragen lauter ächte Steine,
Aber keinen falschen Busen.

Ganze Nachtigallennester
Zwitschern ihnen aus der Kehle;
Jeder ihrer Triller ist nur
Eine taktgeborne Seele.

Ihre Rolle kennt vollkommen
Selbst die Jüngste noch von Allen;
Und sie werden um so schöner
Desto öfter sie gefallen. — —

Auch die Sänger, stets bei Stimme,
Meiden jegliches Gekreische
Und was anlangt ihre Waden —
Sie sind Fleisch von ihrem Fleische.

Auch wenn sie nicht memoriren,
Kommen sie doch aus dem Takt nicht;
Und so brav ist Jeder ihrer,
Daß er niemals den Contrakt bricht.

Doch das Lob der Tänzerinnen
Kann man nicht genug erheben;
Ach, sie scheinen, wenn sie hüpfen,
In den Lüften nur zu schweben.

Sie verhüllen, wenn sie tanzen,
Ihre Glieder ganz vestalisch;
Sie bewegen ihre Beine
Sittlich nur, ja, fast moralisch.

Nicht wie tanzende Skelete
In des Trikots schäb'ger Hülle;
Nein, man sieht sie im Balette
Nur in Hülle und in Fülle.

Ihre Brust sogar verbergen
Undurchsichtige Modesten,
Und fast eis'ge Sittenreinheit
Blickt aus jeder ihrer Gesten.

Doch nur Opern und Balette
Gibt man hier und nur Komödien;
Weil das Leben hier so lustig,
Kennt man hier nicht die Tragödien.

Und die Mimen, wahre Meister
Selbst im allerkleinsten Drama,
Dünken dennoch sich nicht größer,
Als der große Dalai-Lama.

Dessentwegen trägt auch Alles
Hier den ächtesten Kunststempel;
Deßhalb sind auch die Theater
Hier wahrhaftige Kunsttempel.

Doch ein Mangel ist noch spürbar!
Trotz solch schönen Elementen,
Fehlen nämlich den Schlaraffen
Doch noch — deutsche Rezensenten.

IX.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist der Handel sehr im Flore;
Riesenwagen, schwer befrachtet
Drängen sich stets durch die Thore.

Aber in dem weiten Hafen
Welch ein Toben, welch ein Tosen!
Hohe Masten, bunte Flaggen,
Kühngemuthete Matrosen!

Hohe Masten, bunte Flaggen,
Kühngemuthete Matrosen,
Rothe Wämser, runde Hüte,
Weite, weiße Linnenhosen!

Und die schweren Krahnen knarren
Und die sehn'gen Packer keuchen;
Lächelnd steh'n die Handelsherren
Mit den runden dicken Bäuchen.

Lächelnd, schweigend. Denn sie sind nicht
Uebermüthige Spektakler;
Hochgebildet und kunstsinnig
Ist sogar hier jeder Makler.

Selbst die Krämer in Schlaraffia
Sind an Großmuth wahre Engel,
Und bescheiden wie das Veilchen
Ist hier jeder Ladenschwengel.

Und nach Schmierseif und nach Käse
Und nach Thran und Pfefferdüten
Stinkt die hies'ge Handeltwelt nicht;
Nein, sie riecht nach Rosenblüthen!

Und der Geist der Poesie nur
Durch die Handelsbücher schwebet.
Hoch elegisch klingt ihr Credit;
Süß idyllisch tönt ihr Debet.

Ja, die hies'ge Handelswelt hält
Nicht die Poesie für Häcksel.
Drum im Hochschwung zarter Lyrik
Ist verfaßt hier jeder Wechsel.

Von Bankrott und Fallimenten
Hört man nichts bei den Schlaraffen;
Denn so viel wie möglich ist hier
Jeder Handelsmann rechtschaffen.

Keine Zölle, keinen Schlagbaum
Sieht man im Schlaraffenlande;
Keine Controleure gibt's hier,
Drum auch keine Contrebande.

Und von Tag zu Tage steiget
Hier der Handel kühnen Strebens;
Etwas aber sucht man hier, ach!
In der Handelswelt vergebens.

Etwas, das dem hies'gen Handel,
Wie ich glaube, Noth noch thäte.
Er hat alles; doch ihm fehlen
Leider die — Commerzienräthe.

X.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind die Lüfte süß und labend.
Herrlich ist hier jeder Morgen,
Doppelt herrlich jeder Abend.

Kaum noch, daß in Flammenwolken
Sich die müde Sonn' gehüllt hat
Und durch ihre letzten Strahlen
Jedes Herz mit Lust erfüllt hat:

Naht der Mond, der bleiche Schwärmer,
In dem Antlitz süßen Kummer;
Aber tausend goldne Sternlein
Werden wach aus ihrem Schlummer.

Steigen aus den Wolkenbettchen,
Reiben sich die Augenlieder;
Blicken schweigend, blicken lächelnd
Auf die dunkle Erde nieder.

Aber auf der dunkeln Erde
Schwebt's mit unsichtbaren Flügeln;
Leise flüstern schlanke Tannen
Auf den Bergen, auf den Hügeln.

Doch im Thale welch ein Lispeln!
Welch vertrauliches Gekose!
Auf der Nachtigall Geständniß
Horcht die liebetrunkne Rose.

Und im Laub der duft'gen Linde
Horcht der lose West, der schlaue,
Was der lock're Zeisig zwitschernd
Wohl der Lilje jetzt vertraue.

Und aus sammetweichem Moose
Summend flattern rings die Käfer,
Wecken aus den schönsten Blüthen
Noch die allerletzten Schläfer. — —

Weiht sich so die ganze Schöpfung
Ihres Schäferstündchens Feier,
Nun dann lüftet in Schlaraffia
Süße Sehnsucht ihren Schleier.

Dann bemerkt man küssend, schnäbelnd,
Wie in morgenländ'schen Mährchen,
An den Schaltern, vor den Fenstern
Nur verliebte, junge Pärchen.

Rosenlippen, Liljenhändchen,
Weiche Arme, seidne Wimpern,
Zartes Kosen, süßes Plaudern
Und melodisch Saitenklimpern.

Und ein Kichern und ein Seufzen
Und ein Schleichen auf den Sohlen
Und ein Rauschen der Gewänder
Und ein tiefes Athemholen!

Und so geht es alle Abend,
Und so geht es bis zum Morgen,
Der zu neuer Lust stets ladet,
Aber nie zu neuen Sorgen.

Glaubt ihr nun, daß solche Nächte
Nicht im höchsten Grad poetisch?
Daß nicht selbst für kalte Herzen
Solches Treiben sehr magnetisch?

Doch fehlt eins noch diesen Nächten,
So durchweht von Liebesgluthen;
Nämlich die Nachtwächter dürfen
Schon seit Jahren nicht mehr tuten. —

XI.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind die Leute fein erzogen;
Dessentwegen wird man ihnen
Wider Willen fast gewogen.

Welche Bildung im Gespräche!
Im Benehmen welche Feinheit!
Selbst beim Niedrigsten von ihnen
Auch die Spur nicht von Gemeinheit!

Alle sind gar wohl bewandert
In Natur- und Weltgeschichte,
In Chemie und Sprachenkunde;
(Ein'ge machen auch Gedichte!)

Selbst die allerkleinsten Knaben
Commentiren schon den Nepos;
Und gar viele Burschen schreiben
Schon im zehnten Jahr ein Epos.

Das ist freilich nicht so häufig;
Doch gilt das als feste Regel:
Wenn ein Bub zwölf Jahr geworden,
Liest er Schelling gleich und Hegel.

Ja, hier sind die Gassenjungen
Theils nur heft'ge Hegelianer,
Theils (es grenzt an's Fabelhafte!)
Schwärmerische Schellingianer.

Doch es wissen die Parteien
Die Begeist'rung so zu zügeln,
Daß sie niemals auf der Straße
Sich beschimpfen oder prügeln. —

Wenn sie aber fünfzehn Jahr sind,
Haben sie auch noch bis dato
Aus dem Kopf stets herzitiret
Aristoteles und Plato.

Manche huld'gen auch Spinozen;
Manche aber denken kantisch;
Doch trotz solcher tiefen Kenntniß,
Ist kein einziger pedantisch.

Aber diese Bildung ist nicht
Nur beschränkt auf eine Klasse;
Nein! sie ist das Gut und Erbe
Hier des Volks, der ganzen Masse.

Brauch' ich euch noch jetzt zu sagen,
Daß ein solches Volk volksthümlich?
Daß sein Lob auch wirklich löblich
Und sein Ruhm auch wirklich rühmlich? —

Dennoch fehlet diesem Volke,
Was durchaus nicht fehlen sollte,
Was — wär' mir Talent beschieden —
Ich ihm gerne geben wollte.

Ja, es fehlet diesem Volke
(Wollt' das Schicksal, ich könnt's ändern!)
Ja, es fehlt ihm, leider Gottes!
Immer noch an — Volkskalendern.

XII.

In dem Lande der Schlaraffen
Gibt's gar viele, viele Dichter,
Aber nur originelle
Kein nachäffendes Gelichter.

Keine jämmerlichen Skribler,
Die für niedern Pöbel schreiben,
Keine geistigen Kastraten,
Die mit Reimen Unzucht treiben.

Die wie Hunde nach den Brocken
Schäb'gen Beifalls gierig schnappen
Und die Kinder ihrer Laune
Kleiden in gemauste Lappen.

Keine Wichte, deren Verse
Wie besoff'ne Bauern holpern,
Deren lahme Strophen über
Ihre eignen Füße stolpern.

Deren Muse herscharwenzelt
Mit geschminkter Wang' und Stirne,
Wackelnd mit wattirtem Hintern
Wie die frechste Freudendirne.

Keine Lumpen, keine Lümpchen,
Keine ehrvergess'nen Gecken,
Die mit Hunden und mit Hündchen
Hoher Fürsten Teller lecken.

Die um hoch empor zu ragen,
Sich bedienen langer Stelzen,
Und beim Lesen ihrer Werke
Selbst vor sanfter Rührung schmelzen:

Nein, im Lande der Schlaraffen
Sind die Dichter gluthentflammte,
Kühne, hochschwungreiche Dichter,
Wahre Musengottentstammte.

Oden singen sie und Hymnen
Und nicht minder Dithyramben
In den herrlichsten Trochäen,
In den allerreinsten Jamben.

Und es fließen ihre Verse
Süß gleich frischem Honigseime;
(Selbst auf das verfluchte M e n s ch noch
Finden sie die schönsten Reime!)

Und sie dichten zarte Mährchen
Und nicht minder kluge Fabeln;
Geistreich über alle Maaßen
Sind sie aber in Parabeln.

Und Romane und Novellen
Dichten sie und Novelletchen,
Und in ihren Mußestunden
Wunderliebliche Sonettchen.

Doch wenn sie an Kopfschmerz leiden
Und ihr hoher Geist auf Ferien,
Schreiben sie ein Dutzend Bände
Voll schlaraffischer Mysterien.

Ja, sie schütteln ihre Werke
(In Schlaraffia will's der Brauch so —)
Mir nichts, dir nichts aus dem Aermel!
(Wollte Gott, ich könnt' es auch so!)

Glaubt nicht, daß dies Lob der Dichter
Nur in etwas übertrieben;
Nein, sie sind bei weitem größer,
Als ich eben sie beschrieben.

Dennoch — wer sollt' es wohl glauben? —
Eins will ihnen nicht gelingen;
Nur ein putzig, lumpig Dingchen
Können sie nicht fertig bringen!

Diese großen, kühnen Dichter,
(Wahrlich, es ist eine Schande!)
Bringen dennoch sammt und sonders
Kein politisch Lied zu Stande.

XIII.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist das Leben ganz süperbe;
In dem Lande der Schlaraffen
Will ich leben, bis ich sterbe.

Ich, ein lang Herumgehetzter,
Ein an Leib und Herzen wunder,
Werd' hier täglich untersetzter;
Stündlich wird mein Kinn hier runder.

Morgens früh und Abends späte
Stets beim Schmaus, bei Freudenfesten:
Platzen jetzt mir schon die Nähte
Meiner Röcke, meiner Westen.

Kaum bin ich ein halbes Jahr hier,
Nahm ich schon so zu an Dicke,
Daß am Ende ich wohl gar hier
Noch im eig'nen Fett ersticke.

Doch um dies Malhör zu hindern,
Denk' an Deutschland ich zu Zeiten;
So hoff' ich mein Fett zu mindern
Und mir Kummer zu bereiten.

Mag mein Gruß dich jetzt erreichen,
Land der Biedern, Land der Treuen!
Wo die Zöpfe, wo die Eichen
Sich der vollsten Kraft erfreuen.

Ja, dir send' ich meine Grüße,
Land der Eichen, Land der Zöpfe!
Großes Land der Hasenfüße
Und der schlafmützwarmen Köpfe!

Auch mein Gruß euch deutschen Schafen!
Großes Glück ist euch verheißen.
Ihr dürft blöcken, ihr dürft schlafen,
Und ihr dürft in's Gras auch beißen.

Flieht nur jede Stallumwälzung,
Jede Weidenüberschreitung!
Wahrt vor Räude eure Pelzung,
Folgt der Hunde treue Leitung.

Flieht auch jegliche Aufwallung;
Seid wie immer nur unschuldig!
Wird zu eng euch auch die Stallung,
Nur geduldig! nur geduldig!

Sollte liberale Seuch' doch
Einen eurer auch erhaschen:
Nur nicht ängstlich! Man wird euch noch
Allen gern den Pelz dann waschen. —

Du auch sei mir viel gegrüßet,
Stärkster Strom im frömmsten Reiche,
Vater Rhein! Zwar stets gebüßet
Hast du Deutschlands dumme Streiche;

Doch es fließen, schön verschlungen,
Deine Fluthen frisch und heiter;
Alle Verse, dir gesungen,
Sind so tief nicht, wenn auch breiter. —

Dich, o Mainz, auch grüß' ich herzlich;
Froh ist deiner Söhne Wandel.
Doch berührt mich's fast zu schmerzlich,
Daß darnieder liegt dein Handel.

Käm's auf mich blos an — auf Ehre!
Nicht mehr wollt' ich ruhig schlafen,
Bis sie fix und fertig wäre;
Deine Bahn nach Ludwigshafen.

Doch du mußt, du sollst sie kriegen!
Mach' dir deßhalb keine Sorgen.
Ihr seid Deutsche; wollt ihr fliegen?
Kommt's nicht heute, kommt's doch morgen! —

Goldnes Mainz, du liebes Städtchen,
Arm an Gold, doch reich an Scherzen:
Alle deine schönen Mädchen
Grüß' ich jetzt aus tiefstem Herzen.

Herzlichst sei mein Gruß entboten
Deinen sämmtlichen Jungfrauen,
Deinen schwarzen, blonden, rothen
Und nicht minder deinen — grauen.

Goldnes Mainz, gedenke meiner!
War ich doch, dir zu Gefallen,
Deiner größten Narren einer,
Wo der größte nicht von allen!

Mag der Herr dich immer segnen
Mit dem allerschönsten Segen!
Und läßt er dein Land beregnen,
Sei es stets ein goldner Regen!

Mag er deine liebe Jugend
Schützen vor der Thorheit Laster
Und durch Demuth und durch Tugend
Leiten auf ein beſſ'res Pflaster!

Mögen dir aus Himmelsfernen
Stets die Sternlein heiter funkeln!
Mögen deine Stadtlaternen
Niemals wieder sich verdunkeln!

Mögen treffliche Direktors
Dein Theater stets benützen!
Mögen lauter kühne Hektors
Dir dein Ilium beschützen!

Mag das Glück sich niederlassen,
Lieben Mainzer, zu euch allen!
Mag in euren frohen Gassen
Nie der Zapfenstreich verhallen!

Mögen eure Junggesellen
Sich bei Zeiten noch beweiben
Und so viele Nähmamsellen
Nicht mehr trostlos sitzen bleiben!

Mögen euch die schönsten Braten
Duften zu den vollsten Flaschen
Und von blanken Randdukaten
Ewig strotzen eure Taschen!

Städtische Bibliothek Bamberg

Nun lebt wohl und lebt in Frieden!
Eßt und trinket mit Behagen!
Denn das trefflichste hienieden
Ist und bleibt ein guter — Magen.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kalisch, Ludwig,

Schlagschatten

Mainz 1847

Bamberg, Staatsbibliothek -- Misc.o.210
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11743596-3